

**Peer Involvement - Eine neue Chance in der Suchtprävention
mit Jugendlichen!?**

Untersucht am Beispiel des Projektes an.sprech.bar

Diplomarbeit im Fach Erziehungswissenschaft

vorgelegt für die Diplomprüfung

von

Sarah Strauß

aus

Bergisch Gladbach

Angefertigt bei Dr. Andreas Eckert

an der Universität zu Köln

Heilpädagogische Fakultät

Köln, den 4. April 2006

Inhaltsverzeichnis

0. Einleitung	4
1. Das Projekt an.sprech.bar	6
1.1 Die Zielgruppe	7
1.2 Die Beteiligten	8
1.3 Die Ziele	9
1.4 Die Methoden	10
2. Sucht und Suchtprävention im Jugendalter	11
2.1 Primäre und Sekundäre Prävention	12
2.2 Jugendspezifische Defizite im Versorgungssystem	15
2.3 Substanzkonsum von Jugendlichen	17
2.3.1 Epidemiologie	18
2.3.2 Spezifik des Substanzkonsums im Jugendalter	20
2.3.2.1 Schutz- und Risikofaktoren	21
2.3.2.2 Funktionen des Substanzkonsums	31
3. Terminologie	33
3.1 Peer Involvement	35
3.2 Peer Education	38
3.3 Peer Counseling	40
3.4 Peer Mediation	42
3.5 Peer Tutoring	43
3.6 Peer Support	43
4. Terminologische Einordnung der an.sprech.bar	45
4.1 Der Club- und Festivalbereich	46
4.2 Der Schulbereich	48
4.3 Die Jugendzentren	49
5. Peer Involvement	50
5.1 Geschichtliche Entwicklung	50
5.2 Die Beteiligten	52
5.2.1 Die Peers	52
5.2.2 Die Adressaten	59
5.2.3 Die pädagogischen Fachkräfte	61
5.3 Die erwünschten Effekte und Ziele	63
5.4 Exkurs: Suchtprävention und Peer Involvement in der Schule	69
6. Theoretischer Hintergrund	71
6.1 Die Entwicklungspsychologie	71
6.1.1 Die Gleichaltrigen	72

6.1.2 Die Funktionen der Gleichaltrigengruppe	74
6.2 Das Modelllernen	79
6.3 Die Theorie der sozialen Impfung	81
6.4 Die Gemeindepsychologie.....	82
6.4.1 Partizipation	83
6.4.2 Empowerment.....	86
6.5 Die „Theory of diffusion of innovations“	89
6.6 Die Jugendsprache	90
7. Evaluation der an.sprech.bar.....	92
7.1 Evaluationsgegenstand	93
7.2 Ergebnisse aus dem Festival- und Clubbereich.....	95
7.2.1 Ergebnisse bei den Peers	96
7.2.2 Ergebnisse bei den Adressaten	97
8. Kritik	102
8.1 Kritik am Peer Involvement-Ansatz.....	102
8.1.1 Mangelnde empirische Nachweisbarkeit	103
8.1.2 Peer Involvement als Möglichkeit zur Partizipation?.....	103
8.1.3 Erwachsene oder Peers – wer erzielt die besseren Effekte?.....	104
8.1.4 Beschönigung von Peer-Beziehungen	105
8.1.5 Ab wann sind Gleichaltrige wirkliche Peers?.....	106
8.1.6 Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit	106
8.1.7 Peer Involvement als Eingriff in die jugendliche Subkultur?	108
8.1.8 Instrumenteller Charakter von Peer Involvement	109
8.1.9 Negative Konsequenzen des Peer-Sein.....	110
8.1.10 Vernachlässigung der Geschlechtsdifferenzen	111
8.1.11 Schwierigkeiten bei der Auswahl der Peers	112
8.2 Kritische Betrachtung der an.sprech.bar.....	113
8.2.1 Vernachlässigung von geschlechtsspezifischen Aspekten.....	114
8.2.2 Evaluation	114
8.2.3 Begriffliche Unklarheiten	115
8.2.4 Die Peers.....	115
9. Zusammenfassung und Ausblick	116
9.1 Der theoretische Teil	117
9.2 Die an.sprech.bar	124
9.3 Fazit	125
10. Literaturverzeichnis.....	127
10.1 Veröffentlichte Quellen	127
10.2 Unveröffentlichte Quellen	132

0. Einleitung

Die vorliegende Arbeit setzt sich mit dem Thema Peer Involvement in der Suchtprävention mit Jugendlichen auseinander. Peer Involvement stellt eine mögliche Methode in der Präventionsarbeit dar, die auf der besonderen Beziehung zwischen Gleichaltrigen aufbaut und Jugendliche als Experten ihrer eigenen Situation anerkennt. In Peer Involvement-Programmen werden Jugendliche geschult, um andere Gleichaltrige auf eine jugendspezifische Art und Weise über bestimmten Themen informieren und zu beraten zu können.

Ziel dieser Arbeit ist es, einen Überblick darüber zu schaffen, was Peer Involvement und damit verbundene Ansätze auszeichnet und herauszuarbeiten ob der Boom dieser Ansätze in der Praxis gerechtfertigt ist. Ich werde dafür die theoretischen Hintergründe und, darauf aufbauend, die Wirkweise von Peer Involvement beschreiben. Darüber hinaus soll diese Arbeit zur Orientierung und Vereinfachung in der kaum zu überblickenden Flut von Begrifflichkeiten führen. Im Zuge der schnellen und zahlreichen Verbreitung von Projekten, die sich selbst dem Peer Involvement zuordnen, werden auch schwierige und kritische Aspekte dieses Ansatzes betrachtet.

Übergeordnet wird auf Jugendliche und deren aktuelle Situation sowohl im Präventionssystem als auch bei dem Konsum von Drogen eingegangen. Die Arbeit setzt sich damit auseinander, ob Peer Involvement als relativ neue Methode in der Suchtpräventionsarbeit mit Jugendlichen und hier insbesondere mit konsumierenden Jugendlichen, einen sinnvollen Ansatz darstellt, der neue Chancen und Möglichkeiten bei einer bisher schwer zu erreichenden Zielgruppe bietet und falls ja, welche positiven Ergebnisse mit diesem Ansatz erreicht werden können.

Zur Erläuterung und Darstellung dieser theoretischen Fragestellungen werde ich das Kölner Suchtpräventionsprojekt „*an.sprech.bar*“ vorstellen und es einschließlich einiger empirischer Ergebnisse darstellen. Aufgrund einer starken zeitlichen Verzögerung sowohl der gesamten Projektdurchführung als auch der damit verbundenen Evaluation ist es mir, entgegen meiner ursprünglichen Intention, nur möglich, auf einige Teilaspekte dieses Projektes einzugehen. Der Teil über die *an.sprech.bar* fällt damit etwas kürzer aus, als angedacht und die Evaluationsergebnisse ergeben sich aus nur einem von anfänglich drei geplanten Bereichen. Zur praktischen Erläuterung der theoretisch dargestellten Inhalte werden an geeigneten Stellen jeweils Kapitel über die *an.sprech.bar* eingeschoben.

Die Arbeit beginnt in Kapitel eins mit einer Beschreibung des Projektes *an.sprech.bar*. Darauf folgend stelle ich in Kapitel zwei das Suchtpräventionssystem und jugendspezifische Defizite ebenso dar, wie aktuelle Konsumformen von Drogen bei Jugendlichen und die Spezifik des Substanzkonsums im Jugendalter. Anschließend wird in Kapitel drei der Versuch unternommen, verschiedene Begrifflichkeiten, die in der aktuellen Literatur im Zusammenhang mit Peer Involvement zu finden sind, voneinander zu unterscheiden und in ihren wesentlichen Punkten zu beschreiben. Unter welche der dargestellten Begrifflichkeiten die *an.sprech.bar* einzuordnen ist, ist Gegenstand des Kapitels vier. In Kapitel fünf werden differenzierte Aspekte von Peer Involvement dargestellt. Zu Beginn wird kurz die geschichtliche Entwicklung zusammengefasst. Die verschiedenen Aufgaben und Funktionen der beteiligten Jugendlichen und Erwachsenen werden erläutert, bevor die erwünschten Ergebnisse von Peer Involvement dargestellt werden. Abschließend wird in diesem Kapitel in einem kleinen Exkurs auf die Rolle der Schule im Zusammenhang mit Suchtprävention und Peer Involvement eingegangen. Nachdem ich bisher die wesentlichen Grundzüge des Peer Involvement-Ansatzes vorgestellt habe, wird in Kapitel sechs anhand der Darstellung des theoretischen Hintergrundes geschildert, auf welchen Annahmen und Theorien Peer Involvement überhaupt aufbaut. Hierbei spielen neben der Entwicklungspsychologie das Modelllernen, die Theorie der sozialen Impfung, die Theory of diffusion of innovations und die Besonderheiten der Jugendsprache eine wichtige Rolle. Bevor in Kapitel acht auf kritische Aspekte sowohl des theoretischen Ansatzes des Peer Involvements als auch der konkreten Arbeit der *an.sprech.bar* eingegangen wird, erläutere ich in Kapitel sieben exemplarisch einige Evaluationsergebnisse der *an.sprech.bar*. Abschließend stelle ich in Kapitel neun verschiedene Vor- und Nachteile von Peer Involvement gegenüber und ziehe ein Schlussresümee.

Durch meine mehrjährige Tätigkeit in einer Klinik für drogenabhängige Erwachsene habe ich einen Einblick erhalten, welches Leiden, und welche Probleme und Schicksale mit Drogenabhängigkeit und Drogenmissbrauch verbunden sein können. Das Thema Peer Involvement, als relativ neue Methode in der Suchtprävention mit Jugendlichen, hat mein Interesse an der Frage dahingehend geweckt, ob dies ein effektiver Ansatz ist, um im Jugendalter möglicherweise solchen späteren Problemen vorbeugen zu können. Darüber hinaus sehe ich einen großen aktuellen gesellschaftlichen und gesundheitspolitischen Bedarf, Themen wie Drogen und Abhängigkeit speziell für und auch mit jungen Menschen in einem gemeinsamen Prozess zu bearbeiten und so möglicherweise veränderte Bedingungen zu schaffen. Wissen-

schaftlich stellt sich die Frage, ob Peer Involvement, so gut die Absichten auch sein mögen und so plausibel dieser Ansatz auch klingt, tatsächliche Ergebnisse aufweist und im Vergleich zu herkömmlichen Methoden besser ist. Dies sind einige Gründe für mich, die mein Interesse an diesem Thema geweckt haben. Möglicherweise kann die Auseinandersetzung mit dem Thema in dieser Arbeit einen Beitrag zur Weiterentwicklung des Suchtpräventionssystems in Deutschland leisten und die gegenwärtige Forschungsdiskussion anregen.

In dieser Arbeit wird in der Regel von „Schülern und Schülerinnen“, „Besuchern und Besucherinnen“ usw. sowohl in der weiblichen als auch der männlichen Form gesprochen. In einigen Fällen, wenn dadurch die Lesbarkeit stark beeinträchtigt wird, habe ich mich beim grammatischen Geschlecht auf die männliche Form beschränkt. Selbstverständlich sind dabei immer beide Geschlechter gemeint.

1. Das Projekt *an.sprech.bar*

In diesem Kapitel wird das Projekt *an.sprech.bar* in seinen wesentlichen Grundzügen dargestellt. Hierbei werden die Zielgruppe, die am Projekt Beteiligten, die Ziele sowie die verwendeten Methoden betrachtet. Auf die Evaluation wird näher in Kapitel sieben eingegangen.

Alle Informationen zur *an.sprech.bar* sind aus den Konzepten und Materialien der Drogenhilfe Köln e.V. und der Universität zu Köln entnommen (vgl. Kapitel 10.2).

Die *an.sprech.bar* ist ein Kölner Suchtpräventionsprojekt für Jugendliche und möchte diese direkt an jugendspezifischen Orten, mit Hilfe eines auf Peer Involvement beruhenden Ansatzes, über Drogen und deren Gefahren informieren, aufklären und beraten und so möglichst der Entwicklung von Abhängigkeiten und gefährlichen Konsummustern vorbeugen. Erreicht werden sollen die Jugendlichen auf drei verschiedenen Ebenen: In Clubs & auf Festivals, in Schulen und in Jugendzentren. Dadurch, dass die *an.sprech.bar* unmittelbar an jugend- und szenetypischen Orten auftritt, sollen Jugendliche direkt am Ort des Konsums erreicht werden und so die Möglichkeit bekommen, sich direkt informieren oder beraten zu lassen, ohne dafür spezielle Beratungsstellen oder ähnliches aufsuchen zu müssen. Die Gründer des Projektes erhoffen sich, so Jugendliche zu erreichen, die ansonsten nicht oder nur sehr selten mit dem Drogenhilfesystem in Berührung kommen.

Die *an.sprech.bar* als ‚Drogen-Info-Lounge‘ ist eine Art mobile Beratungsstelle, die je nach Setting mit einem orangenen Kuppelzelt, einem ‚Drogeninfobus‘ oder als Beratungsstand auftritt.

1.1 Die Zielgruppe

Die Zielgruppe des Projektes lässt sich in zwei Gruppen aufteilen. Zum einen die Gruppe der Jugendlichen, die ausgewählt und geschult wird, um später andere Jugendliche zu beraten und zu informieren. Diese Jugendlichen werden im Folgenden Peers genannt. Für die Aktionen im Bereich Schule und Jugendzentrum sollen Jugendliche aus den jeweiligen Schulen und Jugendzentren als Peers ausgewählt werden. Im Bereich der Aktionen im Club- und Festivalbereich wurden junge Erwachsene gesucht, die in wesentlichen Merkmalen mit der anvisierten Adressatengruppe übereinstimmen. Auswahlkriterien für die Arbeit als Peer im Rahmen der Aktionen der *an.sprech.bar* sind unter anderem ein möglichst mit der Adressatengruppe übereinstimmendes Alter, kommunikative Fähigkeiten, ein sicheres Auftreten, Flexibilität, Motivation und psychische Stabilität, wenn zum Beispiel ein eigener ehemaliger Drogenmissbrauch vorliegt. Für jeden der drei Bereiche Club & Festival, Schule und Jugendzentrum wird jeweils eine neue Gruppe von Peers ausgewählt und geschult.

Die andere Gruppe besteht aus den Jugendlichen, die mit dem Projekt direkt erreicht werden sollen, das heißt den Jugendlichen die auf Festivals, in Clubs, Schulen und Jugendzentren die *an.sprech.bar* besuchen und sich dort Informationen holen oder beraten lassen. Hierbei wird davon ausgegangen, dass viele dieser Jugendlichen selber Konsumenten und Konsumentinnen von legalen und illegalen Drogen sind. Diese Jugendlichen werden im Folgenden zur Unterscheidung von den Peers als Adressaten bezeichnet werden.

Insgesamt ist hierbei besonders zu beachten, dass die Peers und Adressaten entsprechend dem Peer Involvement-Ansatz nahezu gleichaltrig sind und einen ähnlichen Erfahrungshintergrund aufweisen. Das heißt zum Beispiel, dass die Peers, die im Festival- und Clubbereich arbeiten, selber Erfahrung mit den Partyszenen und unter Umständen mit den verschiedenen dort konsumierten Drogen haben, oder dass Schüler und Schülerinnen die Projekte an Schulen mit anderen Schülern und Schülerinnen durchführen.

1.2 Die Beteiligten

Hauptbeteiligte an dem Projekt sind die Drogenhilfe Köln e.V. mit der Fachstelle für Suchtprävention, die Universität zu Köln und „wir helfen“, eine Aktion des Kölner Stadtanzeigers. Die Durchführung des Projektes mit den drei Beteiligten sollte sich ursprünglich auf den Zeitraum vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 2005 erstrecken, verlängert sich jetzt jedoch bis mindestens April 2006. Im Anschluss daran wird das Projekt von der Drogenhilfe Köln weitergeführt.

Die Drogenhilfe Köln e.V., Fachstelle für Suchtprävention

Die Drogenhilfe Köln existiert seit 1972 und bietet mit vierzehn verschiedenen Einrichtungen ein umfassendes Angebot an Beratung und Hilfe für Suchtgefährdete und Suchtkranke, Familienangehörige und andere Ratsuchende aller Altersgruppen an. Die Angebote reichen von der Suchtvorbeugung über Beratung und Vermittlung, Überlebenshilfe, stationäre und ambulante Therapie bis zur Nachsorge und beruflichen Rehabilitation.

Speziell an dem Bedarf von Jugendlichen ausgerichtet, hat die Drogenhilfe Köln e.V. das Konzept der *an.sprech.bar* und ein neues, speziell für Jugendliche und junge Erwachsene gestaltetes DrogeninformationsSet („Drugs – Just say know“) entwickelt. Sie ist verantwortlich für die fachlich fundierte Ausbildung und Begleitung der Jugendlichen („Peers“), die andere Jugendliche informieren sollen. Zusätzlich schafft sie den Rahmen, innerhalb dessen die Peers aktiv werden, das heißt sie steht in Kooperation mit verschiedensten Veranstaltern von Festivals und Clubs, mit Schulen und Jugendzentren und organisiert so Möglichkeiten in dessen Rahmen die *an.sprech.bar* auftreten und arbeiten kann. Für die Drogenhilfe Köln e.V. steht die Gruppe der Adressaten als die zu erreichende Zielgruppe schwerpunktmäßig im Vordergrund.

Die Universität zu Köln

Die Universität zu Köln ist für die wissenschaftliche Begleitung des Projektes zuständig. Dies umfasst im Wesentlichen drei Bereiche:

1. Die wissenschaftliche Begleitung der Konzeptionierung des Projektes

Auf der Grundlage von wissenschaftlichen und empirischen Erkenntnissen über Suchtprävention und insbesondere den Peer Involvement-Ansatz wurde die Drogenhilfe Köln bei Bedarf bei der Konzeptionierung unterstützt und ergänzt.

2. Die wissenschaftliche Begleitung der Durchführung des Projektes

Das laufende Projekt wird in Form einer Prozessevaluation begleitet, deren Erkenntnisse und Ergebnisse sich auf den Weiterverlauf des Projektes direkt auswirken und zu Verbesserungen beitragen können. Dies geschieht unter anderem durch Datenerfassungen in Form von Fragebogenerhebungen oder qualitative Interviews. Zusätzlich übernimmt die Projektleitung einen Teil der Schulungen der Peers.

3. Die wissenschaftliche Evaluation des Projektes (Ergebnisevaluation)

Hierbei handelt es sich um die Erfassung und Dokumentation der Ergebnisse des Projektes, die in Form von Fragebögen, qualitativen Interviews und Gesprächen mit Beteiligten gesammelt und ausgewertet werden. Dies geschieht mit der Absicht, die Effektivität und Funktionalität dieses Projektes und des Ansatzes zu überprüfen und gegebenenfalls Konsequenzen für das weiterlaufende Projekt oder zukünftige Projekte zu ziehen. Dabei stellt sich insbesondere die Frage, ob der Ansatz des Peer Involvements in der Suchtprävention sinnvoll und effizient ist.

„Wir helfen“, die Aktion des Kölner Stadt-Anzeigers

„Wir helfen“ ist eine Stiftung des Kölner Stadt-Anzeigers, die sich für Kinder und Jugendliche im Umkreis von Köln engagiert und mehrere soziale Projekte initiiert hat oder unterstützt. So hat „wir helfen“ durch die Finanzierung des Projektes *an.sprech.bar* die Entwicklung und Durchführung dieses Projektes realisierbar gemacht. Zusätzlich hat „wir helfen“ durch einige Artikel und Berichte die Öffentlichkeit über das Projekt informiert.

1.3 Die Ziele

Mit dem Projekt *an.sprech.bar* und dessen Evaluation sind eine Reihe von Zielen, beziehungsweise erwünschten Effekte verbunden. Als Hauptziel, beziehungsweise angestrebter Haupteffekt kann die Suchtprävention und die Verhinderung der Entwicklung und Verfestigung von gesundheitsriskanten Konsummustern bei Jugendlichen, auf der Basis einer Auseinandersetzung mit eigenen Konsummustern, ge-

nannt werden. Dies soll im Wesentlichen durch die Vermittlung von Informationen über Drogen und ihre Wirkungen, sowie durch die Förderung von kritischen Einstellungen und Unterstützung bei dem Wunsch nach Verhaltensänderungen geschehen. Hierbei stellt die Anbindung von Szenegängern und Drogenkonsumenten an das Drogenhilfesystem eine wesentliche Herausforderung dar, da diese Zielgruppe bisher kaum erreicht wird (vgl. dazu auch Kapitel 2.2). Deshalb sind die Erprobung neuer Zusatzwege in Form von szeneadäquater Weitergabe von Informationen und der Aufbau einer Vertrauensbasis und Akzeptanz ein weiteres Ziel. Im engen Zusammenhang damit steht das Gesamtziel der Evaluation, wissenschaftliche Erkenntnisse über den Peer Involvement-Ansatz und seine Effektivität und Effizienz in der Suchtprävention zu sammeln. Auch hier erscheint eine Differenzierung der beiden Zielgruppen Peers und Adressaten und damit verbunden eine Differenzierung der zu erwartenden Effekte sinnvoll, da aufgrund von vergleichbaren Projekten zu erwarten ist, dass sich für die beiden Gruppen unterschiedliche Effekte ergeben.

Ein längerfristiges Ziel besteht darin, mit den Clubbetreibern in Köln ein langfristig wirkendes Konzept zu erarbeiten, so dass suchtpreventive Aktionen und ein ‚safer clubbing‘ fest in der Partykultur Kölns etabliert werden können. Durch unterstützende Daten aus der Evaluation sollen Argumente für politische Foren gesammelt werden, so dass auch innovative Wege in der Suchtprävention und -beratung anerkannt und fest verankert werden können.

Insgesamt sind ca. 60 Aktionen mit ungefähr 50 Peers geplant, wobei von der Drogenhilfe Köln e.V. der Schwerpunkt der Arbeit auf den Club- und Festivalbereich gelegt wird, weshalb hier ca. 30 Aktionen stattfinden sollen. Im Schulbereich sind circa 10 Aktionen angedacht und in den Jugendzentren circa 20.

1.4 Die Methoden

Die *an.sprech.bar* arbeitet personalkommunikativ über die Kommunikationswege des Peer Involvement-Ansatzes. Das heißt speziell für das Projekt geschulte Jugendliche beraten andere Jugendliche direkt dort, wo der Konsum von Drogen stattfindet, und treten ihnen aufgrund des ähnlichen Alters und zum Teil vergleichbaren Erfahrungen auf einer gleichberechtigten und gleichwertigen Ebene entgegen. Dies stellt einen wesentlichen Unterschied zu klassischen Beratungen zwischen meist professionellen, älteren Erwachsenen und hilfesuchenden Jugendlichen beispielsweise in einer Beratungsstelle dar (vgl. dazu Kapitel 3). Vor Ort werden Infotische

und Gesprächsecken aufgebaut, die zwar eine Kontaktaufnahme mit den dort arbeitenden Peers ermöglichen, aber nicht zur Bedingung machen. Jeder kann selbst entscheiden, ob er oder sie sich Informationsmaterial mitnimmt, Fragen stellt, sich beraten lässt oder einfach nur mal vorbei guckt.

Massenkommunikativ wird auf Veranstaltungen in Clubs und Discotheken mit Hilfe von Flyern und Broschüren, über Logopräsenz auf Werbebannern und Plakaten und durch das Verteilen von give-aways gearbeitet. Des Weiteren wird durch eine spezielle Homepage (www.partyack.de), Wissenstests (z.B. der ‚Interaktive Kiffertest‘) und Online Beratung der Versuch gemacht, möglichst viele Jugendliche auf ansprechende Art und Weise zu erreichen.

2. Sucht und Suchtprävention im Jugendalter

In diesem Kapitel wird ein kurzer Überblick über für Jugendliche relevanten Formen von Prävention (Kapitel 2.1) und jugendspezifische Defizite dieser (Kapitel 2.2) gegeben. Anschließend wird auf den Substanzkonsum von Jugendlichen eingegangen (Kapitel 2.3). Hierbei wird zuerst auf die aktuellen Konsumzahlen von Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland eingegangen (Kapitel 2.3.1). Danach wird in Kapitel 2.3.2 auf für Jugendliche und junge Erwachsene zu beachtende Besonderheiten eingegangen. Hierbei werden einige Risiko- und Schutzfaktoren (Kapitel 2.3.2.1) und die Funktion des Substanzkonsums im Jugendalter (Kapitel 2.3.2.2) erläutert.

Vorab werden kurz einige grundlegende Begriffe aus dem Themenkreis Sucht dargestellt.

Drogen

Unter Drogen sollen in dieser Arbeit alle psychoaktiv wirksamen Substanzen verstanden werden, die das zentrale Nervensystem manipulieren und ein Suchtpotential haben (Farke et al. 1998, 18). Hiermit sind sowohl legale Drogen wie Alkohol, Nikotin und Medikamente gemeint, als auch illegale Drogen wie Cannabis, Halluzinogene, Kokain, Opiate und die so genannten Designerdrogen. Die Wirkung der Droge hängt von der konsumierten Substanz und der physischen, wie psychischen Verfassung und Konstitution der jeweiligen Person ab (Trost 2005, 211). Die stoffungebundenen Suchtformen, wie beispielsweise Spielsucht werden hier eher vernachlässigt.

Drogenmissbrauch und Drogenabhängigkeit

Unter Drogenmissbrauch wird die Verwendung von Drogen ohne medizinische Indikation sowie deren übermäßige Dosierung verstanden (Trost 2005, 211). Missbrauch bezeichnet darüber hinaus einen Konsum, der negative Auswirkungen auf das psychische, soziale und körperliche Funktionieren sowie auf die weitere persönliche Entwicklung hat (Habermas 2002, 847).

Unter Abhängigkeit versteht man ein Syndrom von körperlichen, psychischen und Verhaltensphänomenen, bei dem der Konsum der entsprechenden Drogen andere Lebensbereiche in den Hintergrund verdrängt hat (Habermas 2002, 847). Der Konsument verspürt ein unabweisbares, zwanghaftes und nicht mehr kontrollierbares Verlangen nach der immer wiederkehrenden Einnahme einer Substanz (Trost 2005, 212). Es werden physische und psychische Abhängigkeit unterschieden, wobei die psychische Abhängigkeit in der Regel schwerer zu überwinden ist.

Im Jugendalter ist massive Drogenabhängigkeit jedoch eher selten anzutreffen. Hier ist in den meisten Fällen eher von missbräuchlichem als abhängigem Verhalten zu sprechen, dessen Übergang jedoch fließend ist. Bei einem Teil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen kann allerdings auch schon von abhängigem Drogenkonsum gesprochen werden.

Entstehung von Missbrauch und Abhängigkeit

Die Entstehung von abhängigen oder missbräuchlichen Drogenkonsum wird heute als multifaktoriell bedingt angesehen. Sucht wird als Zusammenspiel verschiedener Faktoren von Person/Persönlichkeit, Umwelt/gesellschaftliche Bedingungen und suchtmittelspezifischen Faktoren und Wirkungen auf dem Hintergrund der aktuellen Lebenslage gedeutet (Kammerer 2001, 13). Hierbei sind die Wechselwirkungen verschiedener Faktoren und deren Auswirkungen nicht eindeutig geklärt, so dass keine exakten und allgemeingültigen Aussagen über die Ursache von Drogenmissbrauch und Drogenabhängigkeit gemacht werden können.

Am Anfang steht zumeist Probier- und experimenteller Konsum, der sich über gelegentlichen und regelmäßigen Konsum bis hin zum Missbrauch und zur Abhängigkeit entwickeln kann.

2.1 Primäre und Sekundäre Prävention

In der Suchtprävention stellen Jugendliche theoretisch eine der Hauptzielgruppen dar. Als Gründe hierfür sprechen, dass sie einerseits die Erwachsenen- und Eltern-

generation von morgen sind und andererseits aufgrund ihrer besonderen Lebenssituation zahlreichen Aufgaben begegnen, die zum Teil am einfachsten durch ausweichendes oder missbräuchliches Verhalten bewältigt werden könnten und dadurch der Grundstein für eine Suchtentwicklung gelegt werden kann (Kahr 1999, 12). Zugleich befinden sich die Jugendlichen jedoch in einer noch offenen Entwicklung und es besteht im Vergleich zu Erwachsenen eine größere Möglichkeit des Erlernens und der Verankerung alternative Lösungsmöglichkeiten (ebd.).

Die Suchtprävention ist gekennzeichnet durch drei Teilbereiche. Man unterscheidet die Primäre Prävention, die Sekundäre Prävention und die Tertiäre Prävention. Im folgenden liegt der Schwerpunkt auf der Primären und der Sekundären Prävention, da die Tertiäre Prävention für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen eine untergeordnete Rolle spielt, weil sie sich auf die Rehabilitation und Rückfallprophylaxe von manifest Abhängigen bezieht und nur wenige Kinder und Jugendliche eine ähnliche Problematik aufweisen wie langjährig abhängige Erwachsene.

Primäre Prävention

Unter Primärer Prävention werden alle Maßnahmen zusammengefasst, die die Entstehung von Süchten verhindern, sie setzen ein bevor Symptome auftreten und unterstützen und fördern eigene Bestrebungen gesund zu bleiben. In diesem Sinne richtet sich die Primäre Prävention an die Gesamtbevölkerung, bzw. an alle Menschen, die noch keine riskanten oder schädlichen Konsummuster entwickelt haben. Das optimale Alter für Primäre Prävention ist das Kindesalter, da die Strukturen der menschlichen Persönlichkeit, ihre Elastizität und ihre Selbstschutzfunktionen wesentlich in der Kindheit ausgebildet werden (Junglas 2002, 29) und sich Verhaltensgewohnheiten aus der Kindheit als komplexe Lebensstile im Jugend- und Erwachsenenalter verfestigen können.

Die Gebrauchsmuster für den Umgang mit legalen und illegalen Drogen werden in der Regel etwa zwischen dem 12. und 18. Lebensjahr erprobt und entwickelt (Schmidt 1998, 15), weshalb es wichtig ist, im Idealfall schon vorher einen angemessenen Umgang mit Suchtstoffen einzuüben, beziehungsweise allgemeine Lebenskompetenzen zu fördern. Hierbei geht es beispielsweise um „die Stärkung der protektiven Faktoren und um den Aufbau von Kompetenzen, mit denen auch komplizierte und belastende Lebensereignisse und –situationen bewältigt werden können“ (Kammerer 2001, 29). Auch Roth et al. sehen die Lebenskompetenzförderung als wesentlich an und unterscheiden zwei Zielstellungen Primärer Prävention: im

Mittelpunkt stehen heute nicht mehr Angstappelle und abschreckende Wissensvermittlung, sondern der Aufbau von Widerstandsfähigkeiten gegenüber negativem sozialen Einfluss und das so genannte ‚life skill training¹‘, welches auf die Entwicklung allgemeiner, das heißt über den Substanzgebrauch hinausgehende Fähigkeiten, Fertigkeiten und Handlungseigenschaften beruht (2003, 411). Eine realistische Informiertheit über Drogen, die Herausbildung von Konfliktfähigkeit und Selbstverantwortung und eine gesundheitsförderliche Umwelt stellen weitere Teilziele der Primären Prävention dar. Auch haben primärpräventive Maßnahmen nicht immer die Abstinenz jeglicher Suchtstoffe vor Augen, sondern auch ein angemessener Umgang und selbstbestimmte Kontrolle können ein späteres Ziel, zum Beispiel im Umgang mit Alkohol, darstellen.

Als zentrale Schwäche Primärer Prävention benennt Schmidt die Unfähigkeit gefährdete Subgruppen zu erkennen, beziehungsweise diese zu erreichen (1998, 20). Nicht alle Kinder und Jugendliche werden von primärpräventiven Maßnahmen erreicht, und insbesondere solche mit erhöhter Vulnerabilität können nur schwer identifiziert werden.

Sekundäre Prävention

Die Sekundäre Prävention umfasst die Früherkennung und –erfassung von suchtgefährdeten Menschen und setzt ein, wenn erste Symptome bereits vorhanden sind. Es handelt sich dabei um den Versuch, beginnende Probleme möglichst frühzeitig bei Gefährdeten oder Konsumierenden zu erkennen und zu beeinflussen, bevor eine intensive Behandlung notwendig wird (Kammerer 2001, 9).

Der Schwerpunkt der Sekundären Prävention liegt im Jugendalter und „verfolgt das Ziel, einer Chronifizierung missbräuchlichen Verhaltens entgegenzuwirken, indem riskant gebrauchende, jedoch noch nicht abhängige Jugendliche vorzeitig identifiziert und mit Hilfe frühzeitiger Intervention zu gemäßigtem und verantwortungsvollem Drogenkonsum oder zu Abstinenz angeleitet werden“ (Schmidt 1998, 114).

In der Sekundären Prävention wird oft differenziert zwischen drogenspezifischen und drogenunspezifischen Zielen. Drogenspezifische Ziele in der Arbeit mit konsumierenden Jugendlichen können zum Beispiel die Abstinenz bei harten Drogen und gemäßigte Konsummuster bei weichen Drogen sein. Hierbei ist wichtig zu beachten, dass eine auf Abstinenz ausgerichtete Prävention auf bereits konsumierende Ju-

¹ „Lebenskompetenz-Training“

gendliche unrealistisch wirkt und sogar kontraproduktiv sein kann, da nach Schmidt dadurch die Glaubwürdigkeit der Prävention als Ganzes herabgesetzt wird (1998, 17). Die drogenunspezifischen Ziele richten sich, ähnlich wie bei der Primären Prävention, auf die Verbesserung individueller psychosozialer Kompetenzen wie zum Beispiel auf die Stärkung von Problemlösefertigkeiten und Frustrationstoleranz, damit verhindert wird, dass auf kritische Ereignisse mit Substanzkonsum reagiert wird. Insgesamt sind die Ziele Sekundärer Prävention weniger hochgesteckt und damit realistischer erreichbar für Jugendliche, die bereits Erfahrungen mit psychoaktiven Substanzen gesammelt haben (Schmidt, 182).

Das hauptsächliche Problem Sekundärer Prävention wird darin gesehen, die so genannten Hochrisikojugendlichen zu identifizieren, das heißt, genau die Jugendlichen zu erreichen, die risikoreiche Konsummuster entwickelt haben. Problematisch ist hierbei, dass es nicht das problematische Konsumverhalten gibt, sondern die Gefährdung einer Abhängigkeitsentwicklung von den verschiedensten individuellen Risiko- und Schutzfaktoren abhängt und sich von Person zu Person unterscheiden kann.

Schmidt sieht die Gefahr einer Stigmatisierung durch die Einordnung der Jugendlichen in die Kategorie ‚gefährdet‘ und führt auf, dass die Separierung gefährdeter Jugendlicher kontraindiziert sein kann, da sich das Verhalten von drogenkonsumierenden Jugendlichen gegenseitig verstärken und die Chance Kontakt zu drogenfreien oder wenig konsumierenden Jugendlichen aufzunehmen, erschwert werden kann (1998, 182).

Bei jugendlichen Drogenkonsumenten besteht auch die Schwierigkeit, dass kaum Leidensdruck vorhanden ist (Roth et al. 2003, 415) und sie eher eine Aufwertung ihres Lebens durch den Drogenkonsum sehen, als eine Beeinträchtigung und folglich der Wille zur Veränderung nicht immer vorhanden ist. Umso wichtiger ist es für diese Jugendlichen, dass besonders drogenunspezifische Präventionsziele in den Mittelpunkt gestellt werden und sie auf eine Art und Weise angesprochen werden, die ein Interesse an dem Thema fördert.

2.2 Jugendspezifische Defizite im Versorgungssystem

Faktisch weist das Versorgungssystem in Deutschland besonders im Hinblick auf Kinder und Jugendliche noch einige Lücken auf, da diese Altersgruppe ein oft übersehenes Klientel ist und „betroffene Jugendliche Angebote der etablierten Institutionen sehr selten oder gar nicht in Anspruch nehmen“ (Farke et al. 1998, 18).

Es besteht die Gefahr einer gleichzeitigen Über- und Unterversorgung von Jugendlichen (Schmidt 1998, 20). So sind die Jugendlichen mit einem gefahrlosen, „normalen“ Probierkonsum durch ein primärpräventives Angebot zum Teil überversorgt. Für den Teil von Jugendlichen, der allerdings über einen längeren Zeitraum übermäßig und riskant konsumiert und auf dem Weg zu gewohnheitsmäßigem und süchtigem Konsum ist, reicht das primärpräventive Angebot nicht mehr aus. Gleichzeitig sind diese Jugendlichen aber mit tertiärpräventiven Leistungen überversorgt, da diese Angebote in der Regel erst bei manifesten Abhängigkeiten sinnvoll sind und eingesetzt werden. „Sekundärprävention hingegen, also das Versorgungssystem für bereits drogenkonsumierende, suchtgefährdete, noch nicht drogenabhängige Jugendliche, ist erschreckend defizitär“ (Farke 1998, 19). So ist Sekundärprävention in Deutschland noch nicht dem Bedarf entsprechend ausgebaut, so dass viele konsumierende Jugendlichen durch die Maschen des klassischen Drogenhilfesystems fallen und nicht erreicht werden und somit im deutschen Suchtvorbeugungs- und Suchthilfesystem hauptsächlich drogenabstinente Jugendliche und drogenabhängige Erwachsene erreicht werden (Schmidt 1998, 20). Damit einher geht das Problem, dass Jugendliche die klassischen Unterstützungsleistungen von sich aus fast gar nicht in Anspruch nehmen, sondern fast nur aufgrund von externen Auflagen und äußeren Zwängen (Schmidt 1998, 20). Ein Grund dafür könnte die noch nicht spezifisch auf die Bedürfnisse von Jugendlichen abgestimmten Programme sein, so dass „ein Großteil der Hilfsangebote wiederum Bindung an Erwachsene und Regression in kindliche Verhaltensweisen signalisieren, Elemente, die der Jugendliche als konträr zu seinen generellen Entwicklungszielen erleben muß“ (Seiffge-Krenke 1994, 185).

Zudem darf die Gruppe der Jugendlichen nicht als einheitliche Gruppe angesehen werden. Eine Differenzierung nach jugendtypischen Subgruppen ist unumgänglich, da sich sowohl die Art der konsumierten Drogen, die Gelegenheiten, das Ausmaß des Drogenkonsums und die dahinter stehenden Einstellungen, beispielsweise in Abhängigkeit von der Musikrichtung, sehr stark unterscheiden können. Man denke zum Beispiel an die Technoszene im Vergleich zur Reggaeszene. Des Weiteren sollten sich Präventionsprogramme zum Teil auch bezüglich des Alters, der Nationalität, der Herkunft, der sozialen Schicht und nicht zuletzt nach dem Geschlecht der zu erreichenden Zielgruppe unterscheiden. So weist Schmidt darauf hin, dass die Suchtprävention bisher überwiegend am ‚geschlechtsneutralen‘ Jugendlichen ausgerichtet ist und somit sowohl an Jungen und Mädchen vorbei zielt, da diese unter anderem zu unterschiedlichen Zeitpunkten bestimmte Entwicklungsstufen und

damit verbundene Schwierigkeiten durchlaufen (1998, 200). Prävention und gesundheitsbezogene Maßnahmen sollten „an die Entwicklung in den verschiedenen Lebensphasen angepasst sein und von der Jugend an Geschlechterunterschiede berücksichtigen“ (Seiffge-Krenke 2002, 845). So zeigen Jungen und Mädchen generell eine unterschiedliche Bereitschaft, Hilfe anzunehmen und damit verbunden auch eine unterschiedliche Compliance.

Nicht zuletzt legt die zum Teil in Deutschland sehr repressive Drogenpolitik jugendspezifischen Präventionsangeboten, die zum Beispiel auf safer-use ausgerichtet sind, einige Steine in den Weg.

Damit die Versorgungssituation jugendlicher Drogenkonsumenten verbessert werden kann, muss herausgefunden werden, mit welchen Einrichtungen Jugendliche bei Problemen Kontakt aufnehmen und welche Hilfe und Unterstützung sie benötigen und nachfragen (Farke et al. 1998, 19). Ein wesentliches Element für die Inanspruchnahme von Hilfe, scheint für Jugendliche die Möglichkeit des Aufbaus einer Vertrauensbasis (Farke et al. 1998, 20). Diesem Bedarf entsprechend, sollten schon vorhandene Hilfesysteme und Programme so verbessert und verändert werden, dass der Zugang für Jugendliche erleichtert wird. Zusätzlich besteht der Bedarf nach neuen speziell für Jugendliche und deren spezifische Bedürfnisse konzipierten, innovativen und effektiven Programmen.

Ob Peer Involvement ein solches Programm darstellt, soll im Verlauf dieser Arbeit herausgearbeitet werden.

2.3 Substanzkonsum von Jugendlichen

Die vorhandenen Präventionsprogramme in der BRD erwecken den Eindruck noch nicht ausreichend, beziehungsweise optimal zu sein, da es immer noch zahlreiche Drogenabhängige und insbesondere riskant konsumierende Jugendliche gibt. Im Folgenden werde ich einen Überblick über die aktuelle Situation des Drogengebrauchs von Jugendlichen geben, wobei mir die Drogenaffinitätsstudie, eine Wiederholungsbefragung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, als Hauptquelle gedient hat. Des Weiteren werde ich die Spezifik des Konsums im Jugendalter beschreiben und versuchen einige Funktionen des Konsums herauszustellen. Auf den Einfluss der Gleichaltrigen auf den Substanzkonsum wird intensiv in Kapitel 6.1 eingegangen.

2.3.1 Epidemiologie

Seit 1973 führt die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung regelmäßig Repräsentativerhebungen zur Drogenaffinität von Jugendlichen und jungen Erwachsener im Alter von 12 bis 25 Jahren durch. Die Stichprobengröße im Jahr 2004 umfasst 3032 Fälle und die Studie ist unterteilt in drei Teilberichte mit den Themen illegale Rauchmittel, Alkohol- und Tabakkonsum. Befragt wurden die Jugendlichen zwischen Januar und Februar 2004. Im Folgenden werden die wesentlichen Ergebnisse, die für dieses Thema relevant sind, kurz zusammengefasst dargestellt.

Tabak

Der Tabakkonsum von Jugendlichen geht langfristig gesehen langsam zurück. Heute rauchen 35 Prozent der 12- bis 25-Jährigen, wovon 22 Prozent täglich rauchen. Zwei Drittel (65 %) der Jugendlichen sind Nichtraucher, wovon mehr als die Hälfte (34 %) noch nie geraucht hat. Der Anteil der starken Raucher, das heißt Jugendliche, die 20 oder mehr Zigaretten am Tag rauchen, ist in den letzten 10 Jahren ebenfalls rückläufig. Waren 1993 noch 34 Prozent starke Raucher, so sind es im Jahr 2004 nur noch 12 Prozent. Zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen gibt es im Rauchverhalten, beziehungsweise im Nichtraucherverhalten so gut wie keine Unterschiede.

Illegale Drogen

Der aktuelle Konsum von illegalen Drogen ist in den letzten Jahren relativ unverändert geblieben. Die 12-Monats-Prävalenz gilt als verlässlicher Indikator, um den aktuellen Drogenkonsum von Jugendlichen darzustellen. Sie besagt wie oft ein Jugendlicher in den letzten 12 Monaten vor dem Befragungszeitpunkt bestimmte Drogen konsumiert hat.

13 Prozent aller 12- bis 25-Jährigen haben mindestens einmal in den letzten 12 Monaten illegale Drogen probiert, wobei sich die Zahl fast ausschließlich auf den Konsum von Cannabis bezieht. Von diesen 13 Prozent haben 8 Prozent ihren Konsum zum Zeitpunkt der Befragung allerdings schon wieder eingestellt. Diese Zahlen geben einen Hinweis auf jugendtypische Konsummuster in Form von Probierkonsum und Experimentierepisoden.

Die Lebenszeitprävalenz liegt deutlich höher als die 12-Monats-Prävalenz: ein Drittel (32 %) aller Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren hat schon mindestens einmal illegale Drogen konsumiert. Die Konsumerfahrung steigt mit dem Alter deutlich an,

so hat unter den 20- bis 25-Jährigen fast die Hälfte (44 %) Erfahrung mit illegalen Drogen gemacht.

Alkohol

Der Konsum von Alkohol ist unter Jugendlichen weit verbreitet. In den letzten 12 Monaten haben 86 Prozent aller Jugendlichen im Alter von 12 bis 25 Jahren mindestens einmal Alkohol getrunken. Regelmäßig, das heißt mindestens einmal in der Woche, trinkt ein Drittel (34%) der Jugendlichen irgendeine Form von Alkohol. Das Durchschnittsalter in dem deutsche Jugendliche ihr erstes Glas Alkohol trinken, liegt bei 14,1 Jahren.

Alkoholische Mixgetränke (wozu auch die Alkopops gehören) nehmen eine Sonderstellung bei Jugendlichen ein. Sie sind am beliebtesten und mehr als die Hälfte (54 %) der Jugendlichen trinkt alkoholische Mixgetränke mindestens einmal im Monat. Dies ist eine relativ neue Entwicklung, da 2001 noch der Bierkonsum auf Platz eins der Rangliste lag und die alkoholischen Mixgetränke erst auf Platz drei nach Wein folgten. Als Grund hierfür wird die intensive Vermarktung von fertig abgefüllten Mixgetränken gesehen. Besonders beliebt sind die alkoholischen Mixgetränke auch bei den Jüngeren und beim weiblichen Geschlecht. So trinkt mehr als ein Viertel (28 %) der 12- bis 15-Jährigen mindestens einmal im Monat alkoholische Mixgetränke und kein anderes alkoholisches Getränk wird so häufig von Mädchen und jungen Frauen konsumiert.

Zusammengenommen zeichnet sich ab, dass die Altersgruppe der 16- bis 19 Jährigen in allen drei Bereichen Rauchen, illegale Drogen und Alkohol, am stärksten konsumiert und die kritischsten Konsummuster aufweist. In diesem Alter kann sich der jugendtypische Probierkonsum in stabilen Verhaltensweisen verfestigen. Beispielsweise sind Jugendliche in diesem Alter viel weniger bereit mit dem Rauchen aufzuhören als die 12- bis 15-Jährigen, da das Rauchen zum Teil schon zu einer regelmäßigen Gewohnheit geworden ist. Auch trinken die 16- bis 19 Jährigen am meisten regelmäßig Alkohol, haben am häufigsten binge-drinking-Episoden² und sind von allen untersuchten Altersgruppen am häufigsten betrunken.

² Auch übersetzt als Rauschtrinken. Bezeichnet ein Konsummuster des Alkoholtrinkens, bei dem Jugendliche bei einer Trinkgelegenheit fünf oder mehr Gläser Alkohol hintereinander trinken (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2004, Teilband Alkohol, 25).

Hieraus ergibt sich ein besonderer Präventionsbedarf für diese Altersgruppe, damit eine Entwicklung dieses Verhaltens zu einem stabilen Verhaltensmuster im Erwachsenenalter verhindert werden kann und diese Jugendlichen funktionsäquivalente Verhaltensweisen erlernen. Ebenfalls geht es im Sinne der Sekundärprävention darum, konsumierende Jugendliche so weit über Wirkung und Gefahren einzelner Drogen aufzuklären, dass sie möglichst risikoarm konsumieren, beziehungsweise ihren Konsum reduzieren oder einstellen.

Für die Altergruppe der 12- bis 15-Jährigen ergibt sich folglich auch ein besonderer Bedarf an, vornehmlich drogenunspezifischen Präventionsmaßnahmen, damit der Entwicklung des risikoreichen Verhaltens im Alter von 15 bis 19 Jahren zum Teil die Basis genommen werden kann. Hier geht es auch darum, den Einstieg in den Gebrauch von legalen und illegalen Drogen so lange wie möglich aufzuschieben, da der frühe Drogenkonsum als zuverlässiger Prädiktor für spätere riskante Gebrauchsmuster gilt (Schmidt, 1998, 47).

Nicht zu vernachlässigen ist bei Präventionsmaßnahmen, dass präventive Maßnahmen, die sich beispielsweise auf das Rauchen beziehen, letztendlich auch Einfluss auf den Konsum von illegalen Drogen nehmen und verschiedene Wechselwirkungen bestehen.

Insgesamt gesehen muss jedoch auch erwähnt werden, dass der jugendliche Drogenkonsum generell nicht, wie öffentlich oft dargestellt, stark zugenommen hat, sondern sich seit einigen Jahren eher auf einem konstanten Level hält. Natürlich ist er jedoch immer noch zu hoch und besonders im Bereich des Alkohol- und Cannabiskonsums besteht ein besonderer Bedarf an Maßnahmen zur Verringerung.

2.3.2 Spezifik des Substanzkonsums im Jugendalter

In der Regel findet der Einstieg in den Gebrauch mit psychoaktiven Substanzen im Jugendalter statt und ist am Anfang im Wesentlichen gekennzeichnet durch Probierkonsum und experimentellen Umgang mit den verschiedensten Substanzen, was zum Teil im extremen und gefährlichen Gebrauch von Alkohol und Drogen münden kann. Der Konsum im Jugendalter zeigt andere Erscheinungsformen und erfüllt zum Teil andere Funktionen als im Erwachsenenalter (vgl. Kapitel 2.3.2.2). Es ist wichtig zu beachten, dass die Adoleszenz eine Lebensphase darstellt, in der gesundheitsbezogenes Verhalten erprobt wird (Schmidt 1998, 41) und die hier zu findenden Konsummuster oft ein vorübergehendes Phänomen darstellen können. „Ein erhöhter Konsum und Missbrauch von Rauschmitteln in der Adoleszenz muß jedoch

nicht notwendig zu problematischen Konsummustern im Erwachsenenalter führen“ (Seiffge-Krenke, 1994,119).

Ob sich ein problematisches Verhalten entwickelt und stabilisiert und der Jugendliche kritische Konsummuster im Erwachsenenalter beibehält, hängt von verschiedensten Schutz- und Risikofaktoren ab, auf die ich im nächsten Abschnitt eingehen werde.

2.3.2.1 Schutz- und Risikofaktoren

Unter Risikofaktoren werden in der Regel Faktoren verstanden, welche die Wahrscheinlichkeit einer gestörten Entwicklung erhöhen. Schutzfaktoren, auch protektive Faktoren genannt, reduzieren wiederum diese Wahrscheinlichkeit und können auch den Einfluss der Risikofaktoren verringern. Risiko- und Schutzfaktoren können jeweils Charakteristika der Person, ihres sozialen Umfeldes oder der Gesellschaft sein. Hierbei ist zu beachten, dass „eine eindeutige Erklärung für das Zustandekommen einer Krankheit durch einen einzelnen, genau angebbaren Faktor (...) nicht immer möglich ist“ (Hurrelmann 1994, 49). Vielmehr können sich die Faktoren, beziehungsweise die Wechselwirkung verschiedener Faktoren, von Person zu Person unterscheiden.

In der Forschung wurde, und wird zum Teil immer noch, der Schwerpunkt auf die Risikofaktoren gelegt und protektive Faktoren werden vernachlässigt. Besonders in der Prävention ist es aber wichtig, die gesunden Aspekte zu fördern und möglichst positive Einflüsse aufzubauen und zu erhalten. Ein Perspektivenwechsel in Richtung Ressourcenorientierung wäre somit besonders im Bereich der Suchtprävention wünschenswert.

Im Folgenden werde ich exemplarisch auf einige Risiko- und Schutzfaktoren eingehen, die für den Umgang mit Drogen eine Rolle spielen und jugendspezifische Besonderheiten aufweisen und somit einen wichtigen Ansatzpunkt für die Prävention darstellen können.

Generell ist hierbei zu beachten, dass Jungen und Mädchen zum Teil zu unterschiedlichen Zeiten verschiedene Entwicklungsstadien durchlaufen und in unterschiedlichen Lebensbedingungen aufwachsen. Es werden an Jungen und Mädchen jeweils andere Anforderungen von der sozialen Umwelt gestellt und auf ihr Verhalten wird geschlechtsspezifisch reagiert. Schmidt weist darauf hin, dass das geschlechtsspezifisch unterschiedliche Erleben und Verhalten zu dem Gebrauch ande-

rer Drogen zu verschiedenen Gelegenheiten und mit unterschiedlichen Motiven und Konsummustern führen kann (1998, 39). Sie schließt daraus, dass Jungen und Mädchen nicht nur aus unterschiedlichen Gründen substanzgefährdet werden, sondern sich außerdem nur durch unterschiedliche Programme und unterschiedliche Institutionen für die Prävention gewinnen lassen (Schmidt 1998, 140).

Deshalb ist bei der Untersuchung der Risiko- und Schutzfaktoren wichtig, dass diese geschlechtsspezifisch differenzieren können und Jungen und Mädchen möglicherweise in verschiedenen Altersphasen unterschiedlich vulnerabel sind.

Akzeleration und Retardation

„Nirgendwo sonst im Leben unterscheiden sich Gleichaltrige so deutlich voneinander wie im Jugendalter“ (Oerter & Dreher 2002, 281). Der kognitive, emotionale und soziale Entwicklungsstand hängt nicht unbedingt mit der körperlichen Reifung zusammen (ebd.). Die Umwelt reagiert aber auf das körperliche Aussehen der Jugendlichen und spricht so beispielsweise frühreifen Jugendlichen mehr Freiheiten, Vernunft oder andere Kompetenzen zu, als anderen Gleichaltrigen, die körperlich noch nicht so weit entwickelt sind. Diese Reaktionen können sich, wie auch der körperliche Entwicklungsstand selbst, positiv oder negativ auf den Jugendlichen auswirken und so auch als Risiko- oder Schutzfaktoren wirken.

Akzeleration gilt besonders für Mädchen als Risikofaktor für Drogenkonsum, da erhöhter Substanzgebrauch als Mittel gesehen werden kann, um die Balance zwischen äußerer Erscheinung und sozialer Entwicklung wieder zu gewinnen (Silbereisen 1997, 196). Auch Oerter und Dreher (2002) weisen darauf hin, dass frühreife Mädchen infolge ihres Körperstatus eher Anschluss an ältere Jugendliche suchen und finden, und mehr Aufmerksamkeit von älteren Jungen bekommen, die sie öfter zu Risikoverhalten und früherem Einstieg in Drogen- und Alkoholkonsum verleiten.

Bei Jungen gilt im Gegensatz dazu Retardation als größerer Risikofaktor im Vergleich zu Akzeleration (Schmidt 1998, 43). Spätentwicklung wird als besondere Belastung für Jungen gesehen, da sie in der Regel unter einem geringen Selbstwertgefühl leiden und versuchen können über auffälliges Verhalten Anerkennung zu bekommen (Fend, 2003, 246). Dies kann zum Beispiel in Form von verstärktem Anschluss an deviante Jugendliche und dem Griff nach Alkohol und Nikotin geschehen (ebd.).

Sowohl für Mädchen als auch für Jungen gilt aber, dass die verfrühte oder verspätete körperliche Entwicklung besonders dann einen Risikofaktor darstellt, wenn zusätzlich andere Risikofaktoren hinzukommen (Oerter/Dreher 2002, 282).

Körperliche Akzeleration oder Retardation stellen von außen nicht zu beeinflussende Gegebenheiten dar. Umso wichtiger ist es, dass Jugendliche über die Möglichkeit unterschiedlicher Entwicklungsverläufe aufgeklärt werden und erwachsene Bezugspersonen sich bewusst machen, dass körperliche und psychische Entwicklung nicht unbedingt parallel verlaufen müssen. Es ist wichtig den Jugendlichen ihrer psychischen Entwicklung entsprechende Möglichkeiten der Darstellung und Verantwortungsübernahme anzubieten, um einem möglichen Griff zu Drogen vorzubeugen.

Jugendlicher Egozentrismus

Die Adoleszenz stellt eine Phase der gesteigerten Selbstwahrnehmung dar, in der der Jugendliche zeitweise stark auf sich selbst bezogen ist und sich nach innen orientiert ('personal faible'). Dies kann dazu führen, dass die Außenwelt und ihre Gefahren nicht als realistisch wahrgenommen werden. So kann aus dem jugendlichen Egozentrismus das Gefühl der eigenen Invulnerabilität abgeleitet werden, welches zu Fehleinschätzungen wirklicher Gefahren führt (Seiffge-Krenke, 2002, 840). Dieses Gefühl der Einzigartigkeit und Unverwundbarkeit kann den Blick für eine rationale Einschätzung von Risiken verstellen (Roth, 2003, 399) und somit zur Gefahr für den Jugendlichen werden. In Bezug auf Drogenkonsum kann das dazu führen, dass sorgloser und fahrlässiger mit Drogen und dem eigenen Körper umgegangen wird und dass Risiken nicht wahrgenommen werden, beziehungsweise für die eigene Person unrealistisch erscheinen („Mir kann nichts passieren!“). Jugendlicher Egozentrismus stellt damit einen für das Jugendalter typischen Risikofaktor dar.

Ausgelebt und überwunden werden kann der Jugendegozentrismus unter anderem durch den Austausch mit Gleichaltrigen, da der Jugendliche durch den wechselseitigen Kontakt in der Peer Group lernt, sich in andere Personen hineinzusetzen. Hier bietet es sich auch an, sich selbst zeitweise in den Mittelpunkt der Gruppe zu stellen und die anderen zu seinem Publikum zu machen und so dem Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und der Darstellung der eigenen Individualität nachzugehen.

Die unrealistischen Einschätzungen von Risikofaktoren bezüglich des Drogenkonsums oder anderen Risiken weichen circa ab dem 16. Lebensjahr einer sachlich

angemesseneren Sichtweise (Roth 2003, 400). Trotzdem kann die Gleichaltrigen-Gruppe riskantes Verhalten weiterhin fördern.

Status

Hurrelmann und Engel haben Delinquenz als Streben nach Sozialstatus untersucht und herausgefunden, dass je größer die Defizite an Status geschildert werden, desto höher ist die selbstberichtete Delinquenz (Montada 2002, 865). Ihre Theorie besagt, dass mangelnder Status über Delinquenz kompensiert wird, und vorhandener Status eine Art Schutzfaktor darstellen kann. So sind Abiturienten und Studierende in der Kriminalitätsstatistik deutlich unterrepräsentiert, obwohl sie wirtschaftliche Unabhängigkeit als wichtiges Statussymbol erst spät erreichen (Montada 2002, 865). Unter dem Gesichtspunkt der Statusmotivhypothese wird das dadurch erklärt, dass Studierende ihren Status aus ihrer höheren Bildung, beziehungsweise ihren intellektuellen Fähigkeiten beziehen (ebd.). Auch Schüler und Schülerinnen die leistungsorientiert sind, sind auffällig selten delinquent (Montada 2002, 866). Vorhandener Status kann damit als Schutzfaktor dargestellt werden, der jugendlichem Drogengebrauch vorbeugen kann.

Neben der Förderung (schulischer) Leistungen könnte auch die soziale Verantwortung als eine Quelle von Status und Anerkennung verstärkt in die Prävention mit einbezogen und gefördert werden, um delinquente Verhaltensweisen zu ersetzen, beziehungsweise ihnen vorzubeugen.

Einstellungen

Die vorhandenen Einstellungen von Mädchen und Jungen zum Drogenkonsum stehen im Zusammenhang mit dem tatsächlichen Drogenkonsum, das heißt, je positiver die Einstellung zu Drogen ist, desto stärker ist auch der Drogenkonsum (Schmidt 1998, 46). Aber auch die Einstellungen anderer haben Einfluss auf das eigene Konsumverhalten (ebd.), so ist bei Jugendlichen besonders der Einfluss der Gleichaltrigen und Freunde zu beachten. Die Einstellungen der Gleichaltrigen stellen dabei tendenziell eher einen Risikofaktor dar.

Die Vermittlung von Wissen könnte hier präventiv wirken, da jugendliche Einstellungen auch durch das vorhandene Wissen beeinflusst werden. Besonders aber abstinenten oder risikoarm konsumierende Jugendliche mit den entsprechenden Einstel-

lungen könnten hier besonders bei etwas Jüngeren eine präventive Vorbildfunktion übernehmen.

Selbstwirksamkeitserwartungen

Unter Selbstwirksamkeit wird die Überzeugung, beziehungsweise das Vertrauen einer Person verstanden, angestrebte Ziele verfolgen und erreichen zu können, wenn sie es möchte (Schwartz, 2002, 322). Ein Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit ermöglicht die angemessene Bearbeitung anstehender Aufgaben im Jugendalter. Je nach Ausprägung von Selbstwirksamkeitserwartungen und Kontrollüberzeugungen wirken sie jedoch entweder schützend oder gefährdend. Ein ausgeprägtes Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit und eine internale Kontrollüberzeugung können eindeutig mit Resilienz in Verbindung gebracht werden (Schmidt, 1998, 44). Hat der Jugendliche jedoch das Gefühl wenig Einfluss auf sein Leben und dessen Umstände nehmen zu können oder sind solche Versuche schon des Öfteren gescheitert, kann dies einen Risikofaktor für Drogengebrauch darstellen. So können Drogen zum Beispiel eingesetzt werden, um das eigene Selbstempfinden zu manipulieren oder um ein Gefühl der Eigenständigkeit durch die Entscheidung für den Konsum von Drogen, zu erlangen.

Nach Schmidt scheinen Mädchen insgesamt etwas anfälliger für die Entwicklung von Substanzgebrauch in diesem Zusammenhang, da bei ihnen mit dem Eintritt in die Pubertät die Selbstwirksamkeitserwartungen sinken (1998, 44).

Insgesamt ist es wichtig, Jugendlichen gesellschaftlich und individuell genug Bereiche zur Verfügung zu stellen, in denen sie sich beteiligen können und so die Erfahrung der eigenen Wirksamkeit und des Vertrauens in eigene Kompetenzen machen. Aus entwicklungspsychologischer Sicht gelten Peers als gute Quelle für die Entwicklung der Selbstwirksamkeitserwartung, weil sie soziale Vergleichsmöglichkeiten bieten, die als Basis von selbst gesetzten Standards und Selbstbewertungen dienen können (Appel 2001, 64). Außerdem kann die wechselseitige soziale Unterstützung in der Peer Group, Jugendlichen die Gelegenheit geben, sich als kompetente Partner zu erleben, die sich in ihren eigenen Belangen zum Teil besser auskennen und fachkundiger im Umgang miteinander sind, als Erwachsene.

Familie und Gleichaltrigengruppe

Da für die Suchtprävention mit Jugendlichen unter dem Gesichtspunkt des Peer Involvement die Gleichaltrigengruppe eine wesentliche Rolle spielt, wird im Folgenden auf den Einfluss der Gleichaltrigen auf den Drogenkonsum vertieft eingegangen. Die familiären Risiko- und Schutzfaktoren werden nur kurz anschnitten. Eine weiterführende Betrachtung der Gleichaltrigengruppe ist in Kapitel 6.1 zu finden.

Verknüpfungen zwischen Familienbedingungen und jugendlichem Substanzgebrauch wurden vielfältig untersucht und die Familie stellt in der Regel einen wesentlichen protektiven Faktor für den Jugendlichen dar, kann aber auch einen negativen Einfluss ausüben. Beispielsweise besteht ein Zusammenhang zwischen dem elterlichen Konsumverhalten und dem der Kinder (Schmidt 1998, 49) oder auch dem Erziehungsstil und der Gefährdung für eine Suchtentwicklung (Ott 2002, 148). Gerade beim Alkoholgebrauch ist zu beachten, dass hier meistens die Familie den Einstieg in den Konsum initiiert und nicht die Gleichaltrigengruppe (Schmidt 1998, 54). Insgesamt kann man sagen, dass der Einfluss der Familie zwar in allen Lebensabschnitten bedeutsam ist, jedoch in der Jugend die Bedeutung der Gruppe der Gleichaltrigen größer wird und diese zunehmend mehr Einfluss auf den Jugendlichen ausübt.

Gleichaltrige als Risikofaktor

Es scheint relativ klar, dass Gleichaltrigenbeziehungen deviantes Verhalten, wozu auch der Drogenkonsum gezählt werden kann, initiieren und unterstützen können (Breidenstein & Kelle 1998). So übernehmen in der Regel die Gleichaltrigen eine Modellfunktion für die Aufnahme von Konsummustern und führen in den Substanzgebrauch ein (Schmidt 1998, 54). „In der Gruppe der Gleichaltrigen werden die Drogen beschafft, die sozialen Gegebenheiten für den Konsum geschaffen und auch der Konsum selbst findet hauptsächlich gemeinsam mit den Gleichaltrigen statt“ (ebd.). Die gemeinsamen Erfahrungen der Gruppe beim Drogenkonsum scheinen einen Grund für die Weiterführung des Konsums darzustellen. „Es ist offenbar das Zusammenwirken von Gruppenerlebnis und Drogengebrauch, das den aktuellen Konsum motiviert und möglicherweise aufrechterhält“ (Drogenaffinitätsstudie 2004, Teilband Illegale Drogen).

Der Gebrauch von Drogen in der Peer Group ist eng gekoppelt an das Ausgehverhalten mit Freunden oder Gruppenmitgliedern. So können stark außenorientierte Aktivitäten als Risikofaktor für jugendlichen Drogenkonsum benannt werden. Dementsprechend trinken nach Untersuchungen der Drogenaffinitätsstudie die Jugendlichen, die seltener oder nie ausgehen auch besonders wenig Alkohol (BZgA 2004,

Illegale Drogen, 32). Auch in der Partyszene und insbesondere in der Technoszene, ist Drogenkonsum um ein vielfaches häufiger als bei Jugendlichen außerhalb dieser Szenen.

Gleichaltrige als Schutzfaktor

Da der richtige Umgang mit Drogen, und in unserer Kultur besonders auch der Umgang mit Alkohol, eine Entwicklungsaufgabe darstellt, die in der Adoleszenz angegangen werden sollte, kann die Gleichaltrigengruppe als wesentliche Bezugsgruppe für Jugendliche in dieser Zeit, auch eine Reihe von Schutzfunktionen übernehmen. So berichtet die Drogenaffinitätsstudie, dass mehr als die Hälfte der 12-15 Jährigen ihr erstes Drogenangebot abgelehnt haben, weil ihnen Freunde oder Freundinnen davon abgeraten haben (BZgA 2004, Illegale Drogen, 24). Die Peer Group kann somit auch eine Sicherheit vor Drogenkonsum bieten, beziehungsweise der Drogenkonsum in der Peer Group kann in einem Rahmen stattfinden, in dem gegenseitige Kontrolle und wechselseitiger Schutz bestehen.

Die Wissensvermittlung und Aufklärung über Drogen, beispielsweise welche Drogen es gibt, wie sie konsumiert werden, was für eine Wirkung sie haben und vor allem auch welche Gefahren dabei bestehen, findet ebenfalls in der Gleichaltrigengruppe statt. Das Wissen ist wesentlich für einen sachgerechten Umgang mit Drogen. Diese Wissensvermittlung unter Jugendlichen kann aber auch zu der Entwicklung von so genannten Drogenmythen, das heißt falschem Wissen, welches kontinuierlich weiter getragen wird, beitragen.

Zum Teil wird die These vertreten, dass Abstinenz nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit der besten Prognose für den Jugendlichen, denn sie kann bei Jugendlichen auch ein Zeichen mangelnder Integration in soziale Bezüge sein (Silbereisen 1997, 201). Dementsprechend fasst auch Proissl die Ergebnisse verschiedener Studien so zusammen, dass „nicht die Abstinenzler, sondern die Jugendlichen, die mit Suchtmitteln experimentieren, auf lange Sicht ihr Leben am besten meistern“ (1999, 14). Bei völligem Nichtkonsum besteht die Gefahr der Bestrafung, beziehungsweise es droht der Ausschluss aus der Gruppe der Gleichaltrigen, mit welchem entwicklungsfördernde Elemente wegfallen würden (Schmidt 1998, 56). Zudem geschieht der Drogengebrauch im Jugendalter meist aus geselligen Gründen und der Geselligkeit wird ein gesundheitsförderlicher Charakter an sich zugesprochen (Silbereisen 1997, 201). Folglich erfüllt die Gleichaltrigengruppe durch die Einführung in den Drogenkonsum eine positive Funktion und kann sogar durch ihren konsumfördernden Einfluss zu einer gesunden Entwicklung beitragen.

Hierbei ist zu betonen, dass es sich um das Erlernen von gesellschaftlich erwartetem und toleriertem Drogenkonsum handelt, das heißt in der Regel den Umgang mit Alkohol und Tabak betreffend. Es soll nicht bedeuten, dass alle Jugendlichen Erfahrungen mit einer möglichst großen Anzahl von Drogen sammeln sollten, sondern vielmehr, dass Jugendliche erlernen, dass es in unserer Gesellschaft Suchtmittel gibt, wie mit ihnen umgegangen wird und wie der Jugendliche selbst einen gesellschaftlich anerkannten und insbesondere für ihn selbst adäquaten und gesundheitlich nicht riskanten Umgang mit Suchtstoffen erlernt. Die Jugendphase als Phase, die den meisten Jugendlichen ein experimentierendes Verhalten fast ohne gesellschaftliche Sanktionierung erlaubt, bietet sich somit für das Austesten von Risiken an und ist nötig, um eigene Kompetenzen abschätzen und fehlende Kompetenzen gegebenenfalls zu entwickeln oder kompensieren zu können.

Auf die Rolle von Freundschaft unter Jugendlichen und deren Einfluss auf das Konsumverhalten wird leider in der Literatur nicht näher eingegangen, obwohl zu erwarten wäre, dass Freunde und Freundinnen sich gegenseitig noch stärker beeinflussen als Mitglieder einer Peer Group.

Als Resultat können wir feststellen, dass die Gleichaltrigengruppe keineswegs ausschließlich einen Risikofaktor für jugendlichen Drogenkonsum darstellt, sondern ebenfalls wichtige protektive Bedingungen erfüllen kann. Familie und Gleichaltrigengruppe sollten nicht als Gegenspieler dargestellt werden, sondern ihre Einflüsse ergänzen und bedingen sich wechselseitig. So verankert erst das Zusammenwirken von elterlichem Modell und Peermodell gesundheitsschädigende Verhaltensweisen, wie zum Beispiel Drogenmissbrauch, fest (Seiffge-Krenke 2002, 840).

Das Gesundheitsbewusstsein

Zwischen Drogenkonsum und Gesundheit besteht ein relativ klarer Zusammenhang, da Drogenkonsum sich direkt und/oder langfristig negativ auf die physische und auch psychische Gesundheit auswirken kann. Da Jugendliche zu eher riskanten Konsummustern neigen, stellt sich die Frage, wie ausgeprägt das Gesundheitsbewusstsein Jugendlicher ist und welchen Zusammenhang es zwischen ihrem Gesundheitsbewusstsein und dem Konsum von Nikotin, illegalen Drogen und Alkohol es gibt. Die folgenden Ergebnisse beziehen sich auf Ergebnisse der Drogenaffinitätsstudie (vgl. BZgA 2004).

In der Drogenaffinitätsstudie 2004 wird Gesundheitsbewusstsein als eine Einstellung definiert, die generell zum Ausdruck bringt, welche Bedeutung die Jugendlichen ihrer Gesundheit beimessen (BZgA 2004, Alkohol, 39). Achten die Jugendlichen nach eigenen Angaben sehr stark oder stark auf ihre eigene Gesundheit, werden sie als gesundheitsbewusst eingestuft.

Im Vergleich zur Erwachsenenbevölkerung (56 %) sind die untersuchten Jugendlichen insgesamt etwas geringer gesundheitsbewusst. Weniger als die Hälfte der Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren (46 %) lassen sich als gesundheitsbewusst einordnen. Auch Seiffge-Krenke weist darauf hin, dass „Jugendliche, anders als Erwachsene, in der Regel kein sehr ausgeprägtes Bewusstsein für Gesundheit haben, schon allein aufgrund der Tatsache, dass sie vergleichsweise ‚krankheitsfrei‘ sind“ (1994, 7). Insgesamt gibt es im Gesundheitsbewusstsein keine wesentlichen Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen und zwischen den verschiedenen Altersgruppen.

Beim Rauchen kann ein Zusammenhang zwischen Gesundheitsbewusstsein und Tabakkonsum festgestellt werden. Beispielsweise liegt der Nieraucheranteil bei Gesundheitsbewussten mit 39 Prozent um 10 Prozent höher als bei weniger gesundheitsbewussten Jugendlichen. Bei den weniger Gesundheitsbewussten ist der Anteil ständiger oder gelegentlicher Raucher mit 40 Prozent erheblich höher, als bei den gesundheitsbewussten Jugendlichen mit 26 Prozent. Auch der Anteil stärkerer Raucher, das heißt Jugendliche die 20 Zigaretten oder mehr am Tag rauchen, ist bei den weniger Gesundheitsbewussten mit 14 Prozent fast doppelt so hoch.

Die Wirkung von Warnhinweisen auf Zigarettenpackungen ist ebenfalls mit dem Gesundheitsbewusstsein gekoppelt, denn sie sind weitaus wirksamer, wenn die Leser und Leserinnen dieser Informationen gesundheitsbewusst sind. Ein ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein scheint somit einen generellen Einfluss auf das Rauchen zu haben, es unterstützt Jugendliche dabei Nichtraucher zu bleiben. Dies legt die Vermutung nahe, dass eine weitere Ausbreitung und Stärkung des Gesundheitsbewusstseins bei Jugendlichen langfristig einen Einfluss auf die Entwicklung des Nichtrauchens hat, und somit auch präventiv wirken kann.

Auch für den Konsum von illegalen Drogen spielt das Gesundheitsbewusstsein eine Rolle. Das zweithäufigste Motiv (nach fehlendem Interesse) für die Ablehnung des Konsums nach einem konkreten Drogenangebot, ist die Sorge um die eigene Gesundheit. Dies äußert sich zum Beispiel in der Angst davor süchtig zu werden (20

%) oder in generellen Befürchtungen vor gesundheitlichen Schäden (19 %). Die Angst beispielsweise vor einer Strafverfolgung spielt dagegen nur für 6 Prozent der Jugendlichen eine Rolle. Auch ist bei Jugendlichen, die generell auf ihre Gesundheit achten, die Wahrscheinlichkeit Cannabis zu konsumieren nur halb so hoch, wie bei Jugendlichen, die ihrer Gesundheit weniger Relevanz beimessen.

Gesundheitsbewusste jugendliche Jungen und Mädchen entscheiden sich also eher gegen Drogen. So haben drei Viertel der Gesundheitsbewussten noch nie illegale Drogen probiert, von den weniger Gesundheitsbewussten sind es dagegen 50 Prozent.

Zwischen Alkoholkonsum und Gesundheitsbewusstsein ist der Zusammenhang insgesamt etwas schwächer ausgeprägt, beziehungsweise verstärkt sich besonders dann positiv, wenn zu einem allgemeinen Gesundheitsbewusstsein spezifisches Wissen über die Gesundheitsgefährdung des Alkoholtrinkens hinzukommt. So haben von gesundheitsbewussten Jugendlichen, die zusätzlich der Überzeugung sind, dass ein Alkoholrausch eine große gesundheitliche Gefahr bedeutet, 24 Prozent dreimal oder häufiger einen Alkoholrausch. Von den Gesundheitsbewussten ohne diese Überzeugung waren es jedoch 32 Prozent und die wenig Gesundheitsbewussten hatten sogar zu 42 Prozent dreimal oder häufiger einen Alkoholrausch.

Insgesamt scheint es, dass Alkoholkonsum für Jugendliche nicht eindeutig als Gesundheitsgefährdung gesehen wird. Ein Drittel (34 %) der Jugendlichen sind zum Beispiel der Meinung, dass Alkohol in Maßen die Gesundheit fördert. Allerdings hält etwa die Hälfte (47 %) Rauschtrinken für eine große Gefahr. Die weiblichen Jugendlichen, die insgesamt auch etwas weniger Alkohol trinken, halten dies in der Regel auch für etwas gesundheitsgefährdender als ihre männlichen Gleichaltrigen.

Insgesamt lässt sich durch die Ergebnisse der Drogenaffinitätsstudie eindeutig festhalten, dass je stärker das Gesundheitsbewusstsein bei Jugendlichen ausgeprägt ist, desto häufiger findet sich abstinenteres Verhalten oder gemäßiger Konsum. Ein ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein kann somit eindeutig einen Schutzfaktor für Drogenkonsum darstellen. Umgekehrt kann aber nicht behauptet werden, dass mangelndes Gesundheitsbewusstsein unweigerlich in Drogenkonsum endet.

Diese Ergebnisse bieten einen wesentlichen Anhaltspunkt für die Notwendigkeit von präventiven Maßnahmen, die sich verstärkt auf drogenunspezifische Ziele und insbesondere auf die Förderung des Gesundheitsbewusstseins richten sollten. So nennen auch in einer Schweizer Befragung weitaus mehr Jugendliche Gesundheit als Argument für Nicht-Konsum, als beispielsweise ein gesetzliches Verbot (Al-

lenspach & Raths 1997, 8). Wie wir am Beispiel des Alkoholkonsums gesehen haben, sollte aber auch die Wissensvermittlung weiterhin wichtiger Bestandteil der Suchtprävention bleiben, um Jugendlichen ein realistisches Bild der Gefahren nahe zu bringen. Lammel hält in diesem Zusammenhang einen Perspektivenwechsel von der Suchtprävention zur umfassenden Gesundheitsförderung für wünschenswert (2003, 108).

2.3.2.2 Funktionen des Substanzkonsums

Um letztendlich präventiv mit Jugendlichen arbeiten zu können, ist ein Wissen um die Besonderheiten des Konsums im Jugendalter notwendig, denn dieser weist zum Teil ganz andere Funktionen auf, als im Erwachsenenalter.

Zunächst einmal ist darauf hinzuweisen, dass jugendlicher Substanzkonsum einen Teil des jugendtypischen Risikoverhaltens darstellt und bis zu einem gewissen Punkt als normal gilt und gesellschaftlich toleriert wird, da es sich in der Regel um ein vorübergehendes entwicklungsbedingtes Phänomen handelt. Das Risikoverhalten im Jugendalter ist zum einen bedingt durch kognitive Gegebenheiten, wie zum Beispiel den oben dargestellten jugendlichen Egozentrismus. Eine weitere personale Ursache kann in der biosozialen Theorie von M. Zuckermann und dem darin beschriebenen ‚sensation-seeking‘-Phänomen gesehen werden (Seiffge-Krenke 1994, 114). Dieses Phänomen beginnt zwischen neun und vierzehn Jahren und erreicht seinen Höhepunkt in der späten Adoleszenz. Es äußert sich in einer Suche nach immer neuem Nervenkitzel und der Suche nach ungewöhnlichen Stimuli (Schmidt 1998, 45). Drogengebrauch kann Ausdruck dieser Suche sein. Weitere den Drogenkonsum fördernde Faktoren können Impulsivität, kognitive Defizite oder auch ein geringes Selbstwertgefühl sein. Auch soziale Faktoren, wie zum Beispiel Medien oder das Erziehungsverhalten der Eltern und natürlich Peer-Einflüsse können wie oben dargestellt Risikoverhalten fördern.

Der Gebrauch legaler und illegaler Drogen als eine Variante jugendtypischen Experimentier- und Risikoverhaltens, kann in der Adoleszenz eine Reihe von Funktionen erfüllen. So weisen Jessor und Jessor darauf hin, dass Alkohol- und Drogengebrauch zur demonstrativen Aneignung des Erwachsenenstatus genutzt werden kann (Silbereisen 1997, 194) und erlaubt „sich wenigstens scheinbar Attribute des vollen Erwachsenenstatus zuzulegen“ (Silbereisen 1997, 197). Gleichzeitig lässt

sich durch Drogenkonsum auch eine Oppositionshaltung und die eigene Autonomie gegenüber Erwachsenen demonstrieren (Montada 2002, 865; Schmidt 1998, 66).

Aus entwicklungspsychologischer Sicht kann Drogenkonsum auch als Antwortversuch auf alltägliche Entwicklungsprobleme gesehen werden (Seiffge-Krenke 1994, 119), um die aus zahlreichen Anforderungen resultierenden Belastungen bewältigen (Schmidt 1998, 67) oder die emotionale und subjektive Befindlichkeit manipulieren zu können (Lammel 2003, 116). Diese Form der Problembewältigung kann auf Schwierigkeiten bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben hinweisen. So kann der Drogengebrauch nach Gerhard „in pathologischer Weise dazu benutzt werden, schmerzlich erfahrene (lebensgeschichtlich erworbene) Mängel und Defizite auszugleichen und sich zur Sucht verselbständigen“ (2003, 146). Drogengebrauch kann sich auch auf die zukünftige Bewältigung von Entwicklungsaufgaben auswirken und den Zeitpunkt der Bewältigung verschieben oder zu Misserfolgen bei der Bewältigung führen (Silbereisen 1997, 202).

Des Weiteren erfüllt Drogenkonsum eine Reihe von sozialen Funktionen. Im Jugendalter kann gemeinsamer Rauschmittelgebrauch in der Peer Group ein emotionales Bindemittel für die Zugehörigkeit innerhalb der Gruppe darstellen, und trägt zur Erschaffung gemeinsamer Erfahrungs- und Sinnwelten und einer Abgrenzung nach außen bei (Lammel 2003, 145). Auch kann der Gebrauch von Drogen die Kontaktaufnahme und den Zugang zu anderen Jugendlichen und insbesondere zu dem anderen Geschlecht erleichtern.

In vielen Fällen kann die konstruktive Lösung von jugendlichen Entwicklungsproblemen zur Beendigung des Suchtmittelgebrauchs führen (Gerhard 2003, 147). Allerdings birgt das Verhalten im Jugendalter auch Risiken, so kann es Entwicklungsunfälle geben, die die Rückkehr in gesellschaftlich anerkannte Bahnen erschweren, wie zum Beispiel eine unerwünschte Schwangerschaft oder Drogenabhängigkeit (Montada 2002, 867).

Die Formen des abweichenden Verhaltens im Jugendalter, und damit auch Drogenkonsum, sind nach Bauch jedoch auch dazu notwendig, damit Jugendliche letztendlich sozial anerkanntes Verhalten erlernen und jugendliches Risikoverhalten scheint ein notwendiger Bestandteil der Entwicklung die schließlich in sozialkonformen Verhalten mündet.

„Gerade das gemeinschaftliche Risikoverhalten führt hinter dem Rücken der Peer-Akteure über den Umweg des Risikoverhaltens und der gesuchten Grenzerfahrung zur Einübung in sozial erwünschtes und positiv zu bewertendes Verhalten (Bauch 1999, 9).

Allgemein besteht die Schwierigkeit, dass die Jugendlichen, die riskant konsumieren und in ihrer weiteren Entwicklung gefährdet sind, nicht ohne weiteres von den Jugendlichen zu unterscheiden sind, die zwar Drogen nehmen, aber in ihrer weiteren Entwicklung dadurch nicht beeinträchtigt sind. Es besteht das Problem, dass die Gefährdung nicht allein anhand von Konsummengen oder bestimmten Konsummustern festgestellt werden kann, sondern vielfache andere Faktoren das Ausmaß der Gefährdung mitbestimmen.

„Bislang wird unspezifisch zwischen harmlosem, experimentellen, selbstbestimmtem und riskantem, schädlichem, missbräuchlichem Verhalten unterschieden, ohne konkrete Merkmale zu benennen, die diese Unterschiede markieren. Es mangelt an definitorischen Begriffsbestimmungen, nach denen risikoloses und risikoreiches Konsumverhalten und eben auch die riskant konsumierenden von den harmlos konsumierenden Mädchen und Jungen unterschieden werden können“ (Schmidt 1998, 94).

Diese Schwierigkeit spielt natürlich auch in der Prävention eine Rolle. Es ergibt sich die Notwendigkeit, die Risikogruppen und damit die Zielgruppe Sekundärer Prävention näher zu bestimmen und Präventionsprogramme speziell auf diese Gruppe abzustimmen, um die Jugendlichen überhaupt erreichen zu können. Sind die Präventionsprogramme eher allgemein angelegt, besteht die Gefahr, dass die eigentliche Zielgruppe überhaupt nicht erreicht wird. Jedes Präventionsprogramm sollte sich deshalb im Klaren darüber sein, wen und was genau es erreichen möchte. Eine Früherkennung von Risikogruppen scheint eine wesentliche Grundlage zu sein. Ein Wissen über die Funktionen des Drogengebrauchs im Jugendalter ist unabdingbar, um jugendliche Drogenkonsumenten und Drogenkonsumentinnen verstehen und eventuell funktionsäquivalente Verhaltensweisen erarbeiten und Hilfestellung geben zu können.

3. Terminologie

Gegenstand dieses Kapitels sind die terminologischen Begrifflichkeiten rund um die Ansätze der Arbeit mit Jugendlichen für andere Jugendliche. Hierbei wird auf die möglichen Ursachen der Verbreitung dieser Ansätze in den letzten Jahren, sowie die unterschiedliche Verwendung verschiedener Begriffe eingegangen. Dabei wer-

den die Hauptbegriffe aus diesem Bereich aufgegriffen, definiert und gegeneinander abgegrenzt.

In der aktuellen Literatur und in den Beschreibungen von verschiedensten Projekten, die sich mit dem Einfluss von Jugendlichen auf andere Jugendliche und deren aktive Nutzung für die Vermittlung von (präventiven) Informationen beschäftigen, herrscht eine Vielfalt an unterschiedlichen Begriffen und Bezeichnungen für diese Art der Arbeit. Die Begriffe Peer Involvement, Peer Education, Peer Counseling, Peer Work, Peer-to-Peer Arbeit, Peer Support, Peer Advocacy oder Peer Consulting stellen nur einen kleinen Auszug der benutzten Ausdrücke dar. Hierbei variiert zusätzlich die Schreibweise: mal großgeschrieben, mal mit und mal ohne Bindestrich. Generell ist gegen die Verwendung einer Vielzahl von Begriffen für die Beschreibung unterschiedlicher Gegebenheiten nichts einzuwenden, allerdings fällt im Bereich der Beschreibung der Arbeit mit Peers auf, dass zum Teil unterschiedliche Begriffe für die Beschreibung des gleichen Sachverhaltes herangezogen werden. Andererseits aber verschiedene Projekte unter der gleichen Bezeichnung, zum Beispiel ‚Peer Education‘ arbeiten, sich aber inhaltlich wesentlich voneinander unterscheiden. So bezeichnet beispielsweise Kästner ‚Peer Education‘ als Sammelbezeichnung für die Form der Arbeit mit und durch Jugendliche und ordnet ‚Peer Involvement‘ als einen möglichen Ansatz diesem unter (2003, 52). Schmidt dagegen macht es umgekehrt und benennt ‚Peer Involvement‘ als Überbegriff und ‚Peer Education‘ als eins von mehreren möglichen Verfahren, welche von Peer Involvement eingeschlossen werden (2002, 129). Dies ist nur ein Beispiel und soll keinen Fehler bei einzelnen Autoren oder Projekten darstellen, sondern exemplarisch den Sachverhalt aufzeigen, dass die Begriffe bisher nicht einheitlich verwendet oder trennscharf voneinander abgegrenzt werden. Eine mögliche Ursache dafür kann sein, dass die Arbeit mit Peers als Experten ihrer eigenen Situation, sich in dieser Art und Weise erst seit wenigen Jahren in Deutschland verbreitet hat. Dies dann allerdings schnell und in sehr unterschiedlicher Form. So reichen die Projekte, die unter der Bezeichnung ‚Peer-...‘ arbeiten, von einzelnen Theaterworkshops an Schulen bis hin zu jahrelangen Telefonberatung von Jugendliche für andere Jugendliche (z.B. jugendline.de; vgl. Armbrust 2003). Zusätzlich sind die Begriffe so aus dem Englischen übernommen worden und schon die sinngemäße Übersetzung des Begriffs ‚Peer‘ ist nicht eindeutig und wird zum Teil unterschiedlich ausgelegt. Terminologisch herrscht in Deutschland zur Zeit ein breites Spektrum an Begrifflichkeiten und es entsteht der Eindruck, dass zusätzlich eine Tendenz besteht, weitere neue Beg-

riffe, abgestimmt auf das jeweils eigene Projekt, hinzuzufügen und neu zu ‚erfinden‘, da keine Klarheit darüber besteht, welche Begriffe zutreffend sind.

Im Folgenden wird hier auf die Begriffe Peer Involvement, Peer Education, Peer Support, Peer Counseling, Peer Mediation und Peer Tutoring näher eingegangen, da dies die Hauptbegriffe darstellen und sich (fast) alle Projekte einer dieser Bezeichnungen unterordnen lassen. Es wird versucht, diese deutlich voneinander abzugrenzen

3.1 Peer Involvement

Der Begriff ‚involvement‘ kann aus dem Englischen mit ‚Beteiligung‘, ‚Einbeziehung‘ oder ‚Mitwirkung‘ übersetzt werden. Bei Peer Involvement-Ansätzen handelt es sich also um Ansätze, die Personen, welche mit der anvisierten Zielgruppe für ein (Präventions-) Projekt gemeinsame Eigenschaften oder Lebensumstände teilen, einbeziehen und diese mitwirken lassen. Im Sinne von ‚Peer‘ kann es sich bei den Gemeinsamkeiten um ein ähnliches Alter, einen ähnlichen Rang oder eine vergleichbare Lebenssituation mit ähnlichen Bedürfnissen und Interessen handeln. Generell heißt das, dass sich Peer Involvement-Ansätze nicht nur auf Jugendliche beschränken, sondern theoretisch auf alle Alters- und Bevölkerungsgruppen anwendbar sind. In der Praxis dominieren allerdings sehr stark Projekte, die sich auf Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene beschränken. Wenn hier von Peer Involvement gesprochen wird, bezieht sich dies auf die Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Auf die verschiedenen Rollen und Funktionen der beteiligten Jugendlichen wird näher in Kapitel 5.2 eingegangen.

Mögliche Ursachen für die Verbreitung von Peer Involvement

Es stellt sich die Frage, warum Peer Involvement-Ansätze in den letzten Jahren so verstärkt an Bedeutung gewonnen haben und in einer großen Vielzahl und in verschiedensten Bereichen Projekte entstanden sind, die auf diesem Ansatz aufbauen. Eine mögliche Ursache beispielsweise in der Suchtprävention, kann die Tatsache sein, dass vergangene Projekte und Ansätze nicht erfolgreich genug waren und die erwünschten Ergebnisse nicht erreicht wurden. Suchtprävention hat sich in der Vergangenheit hauptsächlich auf illegale Drogen konzentriert und außer Acht gelassen, dass „Drogen die Sucht begleiten, aber nicht die Ursache für die Sucht ist“ und,

dass „die Entwicklung von nicht substanzbezogener Sucht denselben Stellenwert hat wie Substanzsucht“ (Koller 1999, 15). Auch wurde lange Zeit vor allem auf das Mittel Abschreckung gesetzt, was sich jedoch eher als kontraproduktiv erwiesen hat, da die abschreckenden Informationen, Jugendliche in der Form nicht erreicht haben, da sie meist nicht auf die Zielgruppe abgestimmt waren und so zum Teil eher ein Neugierverhalten anstelle von Angst hervorgerufen haben (edb.). In diesem Zusammenhang weist Koller auf eine Studie hin, in der Schüler die an einem Drogen-training zur Abschreckung teilgenommen haben, anschließend mehr als doppelt so häufig zum ersten Mal Drogen konsumiert haben, als eine Vergleichsgruppe, die nicht an dem Training teilgenommen hatte (ebd.).

Peer Involvement-Ansätze dagegen richten sich neben der objektiven Vermittlung von Informationen über Drogen auf eine allgemeine Kompetenzförderung und Stärkung der Jugendlichen auf formellen und informellen Wege. Es handelt sich in der Regel nicht um Projekte, die Drogen einseitig und übertrieben als negativ darstellen, sondern es wird versucht Jugendliche zu einem möglichst risikoarmen Konsum anzuregen. Abstinenz wird zwar in vielen Projekten angestrebt, ist aber nicht zwangsläufiger Bestandteil. Insgesamt erscheinen die Botschaften glaubwürdiger und authentischer, da sie zum Teil von Betroffenen, zum Beispiel ehemaligen Konsumenten, vermittelt werden. Durch eine gemeinsame Sprache (vgl. dazu Kapitel 6.6), eine gemeinsame Ästhetik und eine gemeinsame kulturelle Grundlage liegen die Vorteile der Vermittlung von Informationen, Einstellungen, Werten usw. in der Themen- und Vermittlungsauthenzität (Lang & Weichler 2002, 219).

Es wird sich von Peer Involvement-Programmen erhofft, Randgruppen zu erreichen und allgemein einen leichteren Zugang zu Präventionsangeboten zu schaffen und damit auch den Zugang zu weiteren Hilfen zu erleichtern, Dies ist bisher in traditionellen Präventionsprojekten, in denen Jugendliche generell eher vernachlässigt wurden, kaum gelungen ist. Besonders in der Suchtprävention erscheint die Arbeit mit Gleichaltrigen äußerst sinnvoll, da erwachsene Profis kaum die Möglichkeit haben, Zugang zur jugendlichen Drogen- und Partyszene zu bekommen (Schmidt 2002, 127). Aber auch in allen anderen Bereichen besteht die Schwierigkeit Erwachsener in die Lebenswelt der Jugendlichen Einblick zu bekommen, beziehungsweise deren Probleme oder auch Bedürfnisse nachzuempfinden. In dieser Hinsicht werden Jugendliche mehr und mehr als die besten Experten ihrer eigenen Lebenssituation anerkannt, wodurch der selbstorganisierte Erziehungs- und Bildungsprozess in der Gleichaltrigengruppe eine Aufwertung und Anerkennung erfährt und auch Erwachsene und Jugendliche zu einem gemeinsamen Lernprozess auffordert (Glück 1998, 59).

Zudem liegt Peer Involvement-Ansätzen die Idee der Erziehung zur Partizipation und Autonomie zugrunde, auf deren Notwendigkeit zur Verwirklichung von Seiten des Kinder- und Jugendschutzes immer wieder hingewiesen wird (Unger 2003, 507). Auf die Aspekte Empowerment und Partizipation wird näher in Kapitel 6.4 eingegangen.

Ein weiteres häufig angeführtes Argument für die Verwirklichung von Peer Involvement-Projekten ist die Kosteneffizienz dieses Ansatzes. Kosten sollen vermieden, beziehungsweise im Gegensatz zu klassischen Präventionsprojekten verringert werden, da weniger professionelles Personal benötigt wird und die Peers zum Teil ohne Bezahlung arbeiten. Wenn die Peers aber für ihre Tätigkeit bezahlt werden und sie zu allen Zeiten des Projektes begleitet, geschult und supervidiert werden, stellt sich die Frage, ob dies immer noch kostengünstiger ist. Besonders da die Peers bei längeren oder wechselnden Projekten nach einer gewissen Zeit ihre Tätigkeit als Peer beenden und regelmäßig neue Jugendliche gewonnen und ausgebildet werden müssen. Aber auch und besonders bei einmaligen oder kurzfristigen Projekten kann der Aufwand und die Logistik enorm groß sein. Aus diesen Gründen ist die Frage der Kostengünstigkeit und der Kosten-Wirkungsbilanz umstritten (Schmidt 2002, 135).

Im Folgenden soll hier der Begriff Peer Involvement im Sinne eines Überbegriffs für verschiedenste Peer-Ansätze verstanden werden. Da der Begriff ‚Involvement‘ die Beteiligung und Einbeziehung von Gleichaltrigen beinhaltet, aber noch nicht die Art und Weise dieser Einbeziehung, können ‚Peer Education‘, ‚Peer Counseling‘, ‚Peer Mediation‘, ‚Peer Tutoring‘ usw., die jeweils einen bestimmten Zugang und eine spezielle Art der Einbeziehung beinhalten, dem Begriff Peer Involvement untergeordnet werden. Peer Involvement sagt also lediglich aus, dass Gleichaltrige einbezogen werden. Auf welche Art und Weise und mit welchen Ergebnissen dies möglich ist, wird im Folgenden anhand der näheren Erläuterung zu den einzelnen Begriffen dargestellt.

Eine Ausnahme bildet Peer Support, da dieser Ansatz im traditionellen Sinn aus sich selber entsteht und nicht von außen initiiert wird (siehe Kapitel 3.6). Allerdings ist diese Trennung in der Praxis nicht immer eindeutig zu vollziehen, da zum Teil Methoden aus verschiedenen Ansätzen kombiniert und je nach Bedarf angewendet werden.

3.2 Peer Education

Die Bezeichnung Peer Education wird in der Literatur und in der Praxis zum Teil sehr variabel verwendet. Vielfach wird sie mittlerweile als eine Art Sammel- und Überbegriff für verschiedenste Peer-Ansätze verwendet. Dies ist aber nicht korrekt, da Peer Education nur eine mögliche Form der Einbeziehung Gleichaltriger ist.

„Education, also Erziehung, stellt nur einen Bruchteil der facettenreichen Arbeitsansätze mit Gleichaltrigen dar“ (Kästner 2003, 50). Obwohl dies zum Teil bekannt ist, wird der Begriff trotzdem wider besseren Wissens in nicht richtiger Form weiterverwendet.

„Eigentlich müsste die Zusammenfassung all dieser Ansätze der Gleichaltrigenerziehung als Peer-Involvement bezeichnet werden. (...) Involvement, also Einbeziehung oder Beteiligung, wäre m.E. nach die geeignete Bezeichnung, um die gemeinsame Idee, die hinter all diesen Projekten steht, deutlich zu machen. Verwirrung ist aber nicht Ziel dieses Beitrags (...). Deshalb wird in diesem Beitrag der Begriff Peer-Education als ‚übergreifende Klammer‘ für Peer-Ansätze verwendet werden“ (Kästner 2003, 50).

Hier soll jedoch, wie oben dargestellt, der Begriff Peer Involvement als Überbegriff verwendet werden, da dieser Begriff inhaltlich den korrekten Begriff darstellt und es sich bei dieser Arbeit auch um den Versuch handelt, in den zum Teil unübersichtlichen und wenig einheitlich Gebrauch der Bezeichnungen ‚Peer-...‘ ein wenig Klarheit zu schaffen. Peer Education soll hier deshalb als eine Möglichkeit der Umsetzung von Peer Involvement verstanden werden, wie unter anderem auch bei Backes & Schönbach (2002) oder Appel (2001).

Der englische Begriff ‚education‘ verweist auf den deutschen Begriff ‚Erziehung‘. Der Versuch einer Definition oder Eingrenzung des Begriffes Erziehung weist in der Erziehungswissenschaft eine lange Tradition und zahlreiche verschiedene Herangehensweisen auf, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Einen guten Überblick bietet zum Beispiel Retter (1997). Hier soll der Erziehungsbegriff etwa im Sinne von Wolfgang Brezinka verstanden werden:

„Unter Erziehung werden soziale Handlungen verstanden, durch die Menschen versuchen, das Gefüge der psychischen Dispositionen anderer Menschen in irgendeiner Hinsicht dauerhaft zu verbessern oder seine als wertvoll beurteilten Komponenten zu erhalten“ (Brezinka 1975, zit. nach Gudjons 2001, 188).

Bei Peer Education soll damit nicht, wie oft im Erziehungsbegriff enthalten, das Verhältnis von älteren und damit ‚wissenden‘ Menschen zu jüngeren und ‚unwissenden‘ Menschen betont werden, sondern es geht darum, dass etwas mit der Absicht weitergegeben wird, andere zu fördern und zu unterstützen. Und zwar durchaus auch

von gleich zu gleich. Wissensvermittlung in Form von Erfahrungen oder Fachwissen steht damit bei Peer Education im Mittelpunkt. Ein gemeinsamer Lernprozess und Erfahrungsgewinn ist dabei jedoch auch möglich. Dies geschieht bei Peer Education meist in der Form, dass einzelne Jugendliche („Peer Educator“) mit Gruppen von Jugendlichen arbeiten (Backes & Schönbach 2002, 3). Hierbei handelt es sich oft um Informationsveranstaltungen, bei denen zum Beispiel einzelne geschulte Schüler und Schülerinnen ihre Mitschüler in einer Doppelstunde über ein bestimmtes Thema informieren oder Diskussionsmöglichkeiten anbieten. „Peer Education bedeutet also die Aufklärung von Gleich-zu-Gleich, bzw. dass sich die Angehörigen einer sozialen Gruppe (...) gegenseitig informieren“ (Svenson et al. 1998, 7).

Eine Minderheit von Vertretern einer bestimmten Gruppe versucht aktiv die Mehrheit zu informieren (Svenson et al. 1998, 9). Hierbei gehen die Ziele von Peer Education allerdings über die reine Informationsweitergabe hinaus, denn erwünscht sind auch Einstellungs- und Verhaltensänderungen, sowie eine allgemeine Verbesserung des Problembewusstseins und der Kommunikationsfähigkeit. Und dies jeweils sowohl auf Seiten der Peer Educators als auch auf Seiten der Zielgruppe.

Peer Education-Ansätze werden besonders in der Gesundheitsprävention und hier insbesondere bei der Aids-Prävention angewandt. Einige solcher Projekte werden beispielsweise bei Gerdes et al. (1998) oder Nörber (2003) dargestellt.

Svenson et al. unterscheiden vier praktische Ansätze von Aids Peer Education, die sich aber durchaus für Peer Education verallgemeinern lassen und hier kurz dargestellt werden sollen (1998, 24-25).

Der pädagogische Ansatz beschreibt ein Verfahren, welches gekennzeichnet ist durch die Präsentation von Informationen in einem offiziellen Umfeld, wobei die präsentierenden Peer Educators nicht unbedingt der gleichen sozialen Gruppe wie die Zielgruppe angehören und auch einen anderen Erfahrungshintergrund mitbringen können. Aus diesem Grund wird hierbei auch eine Verbreitung der Informationen in das soziale Netzwerk außerhalb des offiziellen Umfelds nur selten erwartet.

Der niedrigschwellige Ansatz arbeitet mit ähnlichen Methoden wie der pädagogische Ansatz. Die Peer Educators teilen jedoch hier eine bestimmte Eigenschaft mit der Zielgruppe, wie das Alter oder die Erfahrung mit bestimmten Problemen wie Drogengebrauch oder ähnliches. Die Peer Educator gehören jedoch nicht der sozialen Gruppe der Zielgruppe an, sondern suchen diese zum Beispiel im Stadtteil auf und informieren diese dort. Niedrigschwellig ist der Ansatz, weil er versucht junge Men-

schen zu erreichen, die sonst von traditionellen Präventionsbotschaften so gut wie gar nicht erreicht werden, beziehungsweise diese nicht teilen oder verstehen oder einer besonders gefährdeten Gruppe angehören.

Bei dem Diffusionsansatz haben die Peer Educator die gleiche soziale Zugehörigkeit wie die Zielgruppe und es handelt sich um den Versuch bestehende soziale Netzwerke und Kommunikationswege zur Verbreitung von Informationen zu nutzen. Die Umsetzung dieses Ansatzes geschieht zum Beispiel in Form von Informationsständen, Theaterstücken oder der Teilnahme an lokalen Veranstaltungen. Das Ziel hierbei ist, Meinungen und wahrgenommene soziale Normen, die mit Risikoverhaltensweisen und Lebensstil verbunden sind, unmittelbar zu beeinflussen. Vergleiche hierzu auch Kapitel 6.5.

Der gemeindeorientierte Ansatz hat die lokale Gemeinde als Basis, wobei ‚Gemeinde‘ geographische, ethnische, schulische usw. Gemeinden umfasst. Es geht darum, die lokale Gemeinde zu mobilisieren, indem versucht wird besonders Gesundheitsprobleme durch den Einbezug und den Rückhalt möglichst vieler Sektoren präventiv entgegen zu wirken oder vorhandene Ressourcen zu stärken. Meist bestimmen die Peer Educator relativ autonom über Entwicklung und Durchführung der Interventionen.

In der Praxis wird zum Teil eine Kombination aus den vier verschiedenen Ansätzen und deren Methoden verwendet.

3.3 Peer Counseling

Beim Peer Counseling, manchmal auch als Peer Consulting (Schmidt 2002, 129) oder Peer Helping (Appel 2001, 20) bezeichnet, liegt der Schwerpunkt auf der beratenden Tätigkeit. Einzelne Peers beraten meist einzelne Ratsuchende zu speziellen Themen, wie zum Beispiel bei Drogenproblemen, beim Coming-out oder bei Fragen zur Sexualität und Aufklärung. Oft haben die beratenden Jugendlichen (Peer Counselors) selbst Erfahrung in dem jeweiligen Bereich und sind so besonders sensibilisiert für solche Probleme und können Erfahrungen und Sorgen gut nachempfinden. Häufig ist auch ein eher allgemein gehaltenes Beratungsangebot für eine bestimmte Altersgruppe vorhanden, welches dadurch eine Anlaufstelle für Jugendliche mit einer Vielzahl an unterschiedlichen Problemen darstellt, die sich von Schwierigkeiten in der Schule, über Ärger mit den Eltern oder Drogenproblemen, bis hin zu Liebeskummer ziehen. Ebenso gibt es aber auch Projekte, die sich auf ein bestimmtes Thema spezialisiert haben, wie die *an.sprech.bar*. Allgemein geht es darum, dass die Peer Counselors Unterstützung bei der Problemlösung und Problembewälti-

gung ebenso anbieten, wie emotionale soziale Unterstützung (Appel 2001, 20). Das Aufarbeiten von Wissensrückständen kann dabei genauso eine Rolle spielen, wie die Aneignung alternativer Handlungsmöglichkeiten oder die Entwicklung tragfähiger Problemlösestrategien (Unger 2003, 508). Die Ziele können ebenso vielfältig sein, wie der Anlass der Beratung selber. In erster Linie geht es aber darum, eine speziell auf die Bedürfnisse der Zielgruppe ausgerichtete Beratung zu schaffen. Dies wird zum Teil schon dadurch erreicht, dass die Beratung von gleich zu gleich stattfindet und es weitaus geringere Zugangsbarrieren gibt, als zu klassischen Beratungsstellen. Durch ein ähnliches Alter von Berater und Ratsuchendem wird mehr Verständnis für eigene Sorgen und die eigene Lebenslage erwartet, als bei einer klassischen Beratung, die von Erwachsenen durchgeführt wird. In den Schulungen werden bei den Peer Counselors besonders das Erlernen und die Anwendung von Problemlösetechniken und von aktivem Zuhören gefördert. Wichtig ist aber auch, dass die Jugendlichen erkennen, an welcher Stelle sie in der Beratung nicht mehr weiterhelfen können und Hilfe von anderen Personen oder Instanzen notwendig ist, weil es sich zum Beispiel um eine massive Problematik bei dem Ratsuchenden handelt, wie akute Suizidgedanken oder sexueller Missbrauch. Peer Counseling möchte in der Regel dort ansetzen, wo es noch nicht zu einer massiven Problematik gekommen ist und dieser vorbeugen. Peer Counseling kann jedoch nicht die spezialisierten professionellen Beratungsstellen ersetzen.

Wo und in welcher Form Peer Counseling stattfindet, ist ebenfalls in verschiedenen Projekten sehr variabel. So gibt es Projekte in Schulen, die beispielsweise zu einer bestimmten Zeit eine Art offene Sprechstunde anbieten (Appel 2001, 20), andere bieten eine Telefonberatung oder eine Beratung im Internet an (Armbrust 2003, 291) und wieder andere Peer Counseling-Projekte finden einmalig oder zu speziellen Anlässen statt.

Dieser Ansatz der Beratung wird schon seit den 70er Jahren verstärkt in den USA und in England eingesetzt und findet kurze Zeit später auch in Deutschland erste Anwendung (Kästner 2003, 56). Die breitflächige Verbreitung dieses Ansatzes in Deutschland geschieht dann allerdings zum größten Teil erst in den letzten zehn Jahren.

3.4 Peer Mediation

Unter Mediation wird die Vermittlung bei persönlichen oder sozialen Konflikten verstanden. Es geht um die Vermittlung in Streitfällen durch einen unparteiischen Dritten, den Mediator oder die Mediatorin. Die Beteiligten erarbeiten mit Hilfe des Mediators oder der Mediatorin eigenständige und tragfähige Lösungen.

Peer Mediation beziehungsweise Streitschlichterprogramme haben sich in den letzten Jahren besonders an Schulen zunehmend etabliert. Hierbei werden einzelne Schüler und Schülerinnen zu Peer-Mediatoren ausgebildet, um bei Konflikten zwischen Schülern und Schülerinnen ohne das Eingreifen von Erwachsenen vermitteln zu können. In der Ausbildung werden verschiedene Methoden und Kompetenzen vermittelt, wie zum Beispiel aktives Zuhören oder Deeskalationsstrategien.

Peer Mediation beruht auf der Annahme, dass Jugendliche besser als Erwachsene in der Lage sind, die Probleme ihrer Altersgenossen zu erfassen und nachzuvollziehen (Simsa 2001, 18). Da kein institutionelles Machtgefälle, wie zwischen Lehrern und Schülern herrscht, werden Lösungen eher gemeinsam erarbeitet und angenommen, was dem entwicklungsbedingten Bedürfnis von Jugendlichen entspricht, eigene Angelegenheiten selbst zu regeln (Kästner 2003, 55). Ziele der Peer Mediation sind unter anderem die Konfliktparteien zu befähigen selbst Lösungen zu finden, aber auch eine Art von Streitkultur aufzubauen, in der die Schüler und Schülerinnen lernen, mehr Verantwortung für ihr eigenes Handeln zu übernehmen. Des Weiteren sollen sie für Konflikte und deren produktive Lösung, und die Belange anderer sensibilisiert werden. Übergeordnet kann Peer Mediation auch ein Mittel zur Verankerung von mehr Demokratie und mehr Beteiligung von Jugendlichen darstellen.

Grenzen von Peer Mediation sind da zu sehen, wo es sich beispielsweise um Konflikte handelt, in denen Gewalt eine große Rolle spielt oder bei denen rechtliche Aspekte oder eine massive familiäre Problematik im Hintergrund stehen. Auch die Auswahl der Jungen und Mädchen, die zu Peer Mediatoren ausgebildet werden, kann problematisch sein. Grüner weist darauf hin, dass Peer Mediatoren und Peer Mediatorinnen zum Teil eher sozial angepasst sind und solche Jugendliche, die einen großen Einfluss auf ihre Mitschüler und Mitschülerinnen haben, da sie eher unkonventionell sind und sich von der Erwachsenenwelt abgrenzen, sich nur selten bereit erklären bei solchen Programmen mitzuwirken (1999, 11).

Selbstverständlich lässt sich Peer Mediation auch in anderen Bereichen als der Schule verankern. Einen guten Überblick über verschiedene Peer Mediation und Peer Mediations-Projekte bietet Caeser (2004).

3.5 Peer Tutoring

‚Tutoring‘ kann im Deutschen mit Begriffen wie ‚begleiten‘ oder ‚betreuen‘ übersetzt werden. Peer Tutoring-Programme werden besonders in der Schule und in Universitäten eingesetzt. Hierbei begleiten meist leicht ältere Kinder, Jugendliche oder Erwachsene andere bei der Aneignung oder Vertiefung von Wissen. Der Schwerpunkt liegt hierbei meist auf der Vermittlung von Curriculumsinhalten der jeweiligen Institution (Appel 2001, 19), kann sich aber darüber hinaus auch in Form von Patenschaften auf andere Bereiche beziehen. Der Schwerpunkt von Peer Tutoring liegt im kognitiven Bereich, denn durch die tutorielle Lernbegleitung soll sowohl beim Tutor als auch beim Tutee eine Verbesserung der Leistung eintreten. Grundlage für diese Annahmen bilden die Theorien von Piaget, Vygotsky und Sullivan (Svenson et al. 1998, 8). Kleiber vermutet darüber hinaus, dass Peer-Tutorien dazu geeignet sind „die Motivation von leistungsschwächeren Schülern zu stärken, zur Selbstwertsteigerung und zur Förderung kreativer Problemlösungsstrategien beizutragen und konstruktives Sozialverhalten zu fördern“ (1999, 5).

3.6 Peer Support

Der Begriff ‚support‘ bedeutet im Deutschen soviel wie ‚unterstützen‘ oder ‚beistehen‘. Peer Support unterscheidet sich von den anderen Peer-Ansätzen in einem wesentlichen Merkmal: Hierbei handelt es sich nicht um Verfahren die von außen initiiert sind, sondern sie sind eigenständig innerhalb, beziehungsweise aus einer Szene oder Gruppierung entstanden und verfolgen das Ziel, Selbsthilfepotenziale und Betroffenenkompetenz und nutzen und zu fördern und gegenseitige Unterstützung zu leisten (Trautmann zit. n. Schmidt 2002, 129-130).

Miles-Paul weist darauf hin, dass sich das Prinzip des Peer Supports historisch durch alle Stadien der Menschheit zieht und Menschen mit ähnlichen Schwierigkeiten sich immer wieder zusammengeschlossen und sich gegenseitig bei der Überwindung ihrer Probleme unterstützt haben (1992, 23-24). Als ein Beispiel benennt er die Anonymen Alkoholiker und die Gründung und Ausweitung zahlreicher anderer Selbsthilfegruppen (1992, 25). Allerdings geht es bei Peer Support nicht im engeren Sinne nur um Selbsthilfe, also um die Zentrierung auf ein bestimmtes Problem,

sondern vielmehr um die Selbstorganisation einer Gruppierung und ihrer Interessenvertretung (Schmidt 2002, 130). Peer Support verfolgt dabei das Ziel „Menschen zu befähigen, die eigenen Ressourcen und die Ressourcen des sozialen Netzwerks zu aktivieren und zu nutzen, um in eigener Regie zur Verminderung von Risiken und Belastungen beizutragen“ (Barsch (1996 zit. nach Schmidt 2002). Unverkennbar sind hier die Parallelen zum Empowermentgedanken (vgl. dazu Kap 6.4.2), denn unter anderem geht es beim Peer Support einerseits um die persönliche Ermächtigung von Menschen und andererseits um eine Veränderung der politischen und sozialen Rahmenbedingungen (Miles-Paul 1992, 110). Es wird jedoch beim Peer Support davon ausgegangen, dass das Wissen und das Potential zur Verbesserung und Veränderung der eigenen Lebenssituation schon komplett in der jeweiligen Gruppe vorhanden ist und diese ihre Absichten und Ziele selbst festlegen und bestimmen, ohne dass diese von außen auferlegt werden.

Als eine der wichtigsten Unterstützungsmethoden beim Peer Support wird das Auftreten als positives Rollenmodell gesehen (Miles-Paul 1992, 97). Des Weiteren können Gesprächsführungstechniken und aktives Zuhören, Problemlösetechniken und Rollenspiele eine wichtige Rolle spielen (ebd.).

Peer Support wird zum Teil aber auch anders beschrieben und definiert. So wird Peer Support zum Teil vergleichbar mit dem Begriff Peer Involvement, als Überbegriff für verschiedene Ansätze wie zum Beispiel Peer Mediation oder Peer Education, gesehen, die Peers im weitesten Sinne in Präventionsprogramme einbeziehen (Unger 2003, 507). Proissl benennt mit Peer Support ein Verfahren, in welchem die tonangebenden Jugendlichen aus einer Jugendgruppe oder Schulklasse geschult und ihnen Erfahrungen ermöglicht werden, welche dann in die Peer-Group weitergegeben werden sollen (1999, 12-13). Als Begründung für diese Definition erscheint Proissl der Begriff ‚support‘, im Sinne von Unterstützung, geeigneter für diese Art der Arbeit, als die Bezeichnung Education, im Sinne von Erziehung. „Jugendliche sind gerne bereit, sich gegenseitig zu unterstützen, würden es aber ablehnen, sich zu erziehen“ (1999, 13). Allerdings beachtet sie hierbei nicht, dass der englische Begriff ‚education‘ nicht so eng definiert wird, wie der deutsche Begriff ‚Erziehung‘ und dadurch auch nicht eins zu eins so übersetzbar ist. So kann ‚education‘ sowohl Erziehung, Ausbildung als auch Bildung bedeuten und ist somit etwas weiter zu sehen (Langenscheidts Wörterbuch 2000). Solche Projekte, in denen Peers von Außenstehenden ausgewählt und geschult werden, und sich die Arbeit nicht eigenständig aus sich selbst heraus gebildet hat, sollen deshalb hier nicht unter dem Begriff Peer Support zusammengefasst werden.

Für den Bereich der Arbeit mit Drogenkonsumenten und Drogenkonsumentinnen spielt Peer Support eine nochmals besondere Rolle, denn der Konsum von Drogen hängt in vielfältiger Weise mit dem sozialen Umfeld und dem Austausch von Informationen zusammen.

„Drogengebrauch vollzieht sich mit einem bestimmten Set von Erfahrungen, Regeln, Normen, übermitteltem Alltagswissen und technischem Know-How, das von anderen DrogengebraucherInnen erlernt und durch eigene Erfahrungen, aber in beständiger Kommunikation mit dem Umfeld, erweitert und verändert wird. In der Kommunikation der DrogenkonsumentInnen untereinander werden wichtige und handlungsleitende Vorsichtsmaßregeln, Tips, schadensminimierende Ratschläge, die Drogenwirkung intensivierende Hinweise, aber auch Warnungen, Bewertungen und Mythen ausgesprochen, oder im Modelllernen anderweitig transportiert und für den eigenen Alltag übernommen oder abgewandelt bzw. zurückgewiesen.“ (Stöver 1998, 26)

Solch eine Interaktion und alltagspraktische Unterstützung von Menschen in ähnlicher psychosozialer Lebenslage kann als Peer Support begriffen werden (Stöver 1998, 26). Diese Weitergabe von Informationen und Wissen innerhalb der Drogenszene ist für Drogenkonsumenten und Drogenkonsumentinnen notwendig, da es kaum möglich ist, von anderen Personen diese Informationen zu erhalten, besonders wenn es sich wie beim Drogengebrauch um einen zum größten Teil illegalen Bereich handelt. Hier wird die Notwendigkeit der Einbindung von aktuellen oder ehemaligen Drogenkonsumenten und Drogenkonsumentinnen in Präventionsprojekte deutlich, damit ein adäquates und authentisches Maß an Unterstützung erreicht werden kann. Die ‚natürlich‘ ablaufende Form von Peer Support, muss jedoch um eine Form erweitert werden, in der eine Optimierung der Richtigkeit der Informationen und eine Informierung über Wege und Möglichkeiten des risikoverminderten Konsums, beziehungsweise der Abstinenz wesentlicher Bestandteil sind. Geschieht dies auf Veranlassung Außenstehender, beispielsweise einer bestimmten Institution, wäre hier jedoch nicht mehr von Peer Support zu sprechen, sondern je nachdem von Peer Counseling oder Peer Education.

4. Terminologische Einordnung der *an.sprech.bar*

Im Anschluss an die Darstellung der verschiedenen möglichen Ansätze von Peer Involvement im vorangegangenen Kapitel, wird nun im Folgenden ein genauerer Blick auf die verschiedenen Einsatzorte der *an.sprech.bar* geworfen. Dabei werden die drei Bereiche Club & Festival, Schule und Jugendzentrum beschrieben, damit sie jeweils der in Kapitel drei vorgestellten Ansätze zugeordnet werden können.

4.1 Der Club- und Festivalbereich

Der erste Einsatzort der *an.sprech.bar* ist der Club- und Festivalbereich. Hierbei arbeitet die *an.sprech.bar* auf mehreren großen Musikfestivals und in der Kölner Club- und Partyszene bei Indoor- und Outdoor-Aktionen.

Im Festivalbereich sieht die Arbeit so aus, dass die *an.sprech.bar* dort jeweils mit einem orangenen Kuppelzelt und meist einem bunt angemalten und umgestalteten Drogeninformationsbus direkt auf dem Festivalgelände vor Ort ist. Durch Sitz- und Liegegelegenheiten, zahlreiches Informationsmaterial, Internetterminals, Befragungen, Wissenstests, Rauschbrillen³ und nicht zuletzt die dort tätigen jungen Erwachsenen wird den Besuchern und Besucherinnen des jeweiligen Festivals die Möglichkeit geboten, sich auszuruhen, kostenlose Informationen mitzunehmen, das eigene Wissen zu testen oder auch durch ein Gespräch oder Fragen, den direkten Kontakt mit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der *an.sprech.bar* zu suchen. Hierbei ist es jedem Besucher und jeder Besucherin selber überlassen, ob er oder sie in direkten Kontakt tritt, aktiv wird oder auch nicht. Die Besucherinnen und Besucher können, wenn sie möchten auf die Peers zugehen, umgekehrt versuchen die Peers jedoch nicht, jeden in ein Gespräch zu verwickeln, der zur *an.sprech.bar* kommt. Gleichzeitig signalisieren sie jedoch ein Gesprächsangebot und sind offen für Fragen aller Art; die Peers sind gewissermaßen jederzeit ansprechbar.

Insgesamt stehen eine zielgruppenspezifische Präsentation und ein ungezwungenes Auftreten im Mittelpunkt. Dies wird wesentlich dadurch verstärkt, dass die Peers, bedingt durch die eigene Nähe zu verschiedenen Musik- und Partyszenen und ein ähnliches Alter, sich auch äußerlich kaum von den Besucherinnen und Besuchern unterscheiden. Für Jugendliche und junge Erwachsene, die die *an.sprech.bar* besuchen wird die Kontaktaufnahme dadurch wesentlich erleichtert und Hemmschwellen sind im Vergleich zu herkömmlichen Beratungsangeboten erheblich geringer. Darüber hinaus haben die meisten der tätigen Peers selbst Erfahrungen mit Drogen gesammelt und werden so von den Adressaten als glaubwürdig in der Vermittlung der Informationen und Einstellungen, und zusätzlich als besonders empathisch erlebt. Es werden nicht einfach nur auswendig gelernte Dinge von den Peers wiedergegeben, sondern die vermittelten Inhalte gründen sich auf eine

³ Brillen, die einen Alkoholrausch und damit verbundene Auswirkungen auf die Wahrnehmung und das Verhalten simulieren, mit denen eine Art Parcours bestritten werden kann.

Persönlichkeit mit eigenen Erfahrungen, die zusätzlich durch die Schulungen über differenziertes fachspezifisches Wissen verfügt.

Pro Festivaltag stehen im Durchschnitt fünf Peers, sowohl weiblichen als auch männlichen Geschlechts, an der *an.sprech.bar*, sowie ein hauptamtlicher Mitarbeiter der Drogenhilfe Köln. Dieser steht zur Verfügung, um die Peers bei ihrer Arbeit zu unterstützen oder um bei Fragen oder Problemen weiter zu helfen, die entweder sehr spezifisch oder sehr komplex sind und möglicherweise weiterführender Hilfen bedürfen.

Welchem der in Kapitel drei vorgestellten fünf Ansätze, die unter Peer Involvement einzuordnen sind, ist diese praktische Arbeit der *an.sprech.bar* im Festivalbereich zuzuordnen?

Die drei Ansätze Peer Education, Peer Counseling und Peer Support fallen als erstes in den Blick und liegen der dargestellten Arbeit am nächsten. Einige Merkmale, wie beispielsweise die gegenseitige Unterstützung von Menschen, die mit ähnlichen Problemen oder Sorgen konfrontiert werden oder wurden und besonders die Weitergabe von Wissen an andere, die aus der gleichen Szene oder Gruppe stammen, hier aus dem Bereich der Drogenkonsumenten und Drogenkonsumentinnen, sprechen für die Einordnung unter Peer Support. Jedoch ist die *an.sprech.bar* kein Projekt welches aus sich selbst heraus entstanden ist, sondern die Drogenhilfe als professionelle Institution steht als maßgebliche Kraft dahinter und hat die Ziele festgelegt. Somit sind zwar einige Merkmale von Peer Support erfüllt, das wesentliche Kriterium, nämlich die Entstehung der Unterstützungsmaßnahme aus der Gruppe der Betroffenen selbst, jedoch nicht. Peer Support scheidet damit aus.

Für Peer Education spricht, dass es sich bei der Arbeit auch um eine Art der Informationsverteilung und –vermittlung handelt. Die Vermittlung von Informationen über Drogen, ihre Wirkungen, Risiken und Gefahren durch zahlreiche Informationsmaterialien stellen eindeutig ein Ziel der *an.sprech.bar* dar. Jedoch geht die Arbeit im Festivalbereich darüber hinaus, denn die weiteren Ziele wie die Förderung von risikobewusstem Verhalten und einer konsumkritischen Haltung und die mögliche Anbindung an das Hilfesystem, sollen vor allem durch die Beratung von gleich zu gleich vor Ort erreicht werden. Dieser Schwerpunkt auf der beratenden Funktion spricht für Peer Counseling als Methode. Das, was die Arbeit der *an.sprech.bar* so besonders macht und auszeichnet, ist die Möglichkeit der Auskunft und Beratung dort wo der Konsum stattfindet, nicht nur durch schriftliche Informationen, sondern durch die direkte Ansprache der Personen vor Ort. Dadurch, dass die Peers auf den Festivals sind, besteht die Gelegenheit zur direkten Unterhaltung und somit für per-

sönliche Gespräche zu zweit, die je nach Wunsch der Adressaten eher informativ oder auch auf persönliche Probleme und Sorgen ausgerichtet sein können. Es geht hier weniger, um die reine Informationsvermittlung, sondern mehr um persönliche Kontaktaufnahme und Beratung auf einer lockeren, aber trotzdem vertrauensvollen Basis.

Im Clubbereich sieht die Arbeit der *an.sprech.bar* ganz ähnlich aus. Veranstalter können die *an.sprech.bar* und die Peers buchen und dann wird vor Ort, abgestimmt auf den Club oder die Veranstaltung, ähnlich wie auf den Festivals, ein Stand mit zahlreichen Informationsmöglichkeiten und auch Sitzgelegenheiten und Ruhezonen aufgebaut. Auch hier stehen die Peers für Fragen, Gespräche und Informationen bereit und eine beratende Tätigkeit für die Besucher und Besucherinnen der Clubs und Veranstaltungen steht im Vordergrund.

4.2 Der Schulbereich

Neben dem Club- und Festivalbereich wird die *an.sprech.bar* an weiterführenden Schulen im Raum Köln aktiv. Hierbei sind Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien beteiligt. Schülerinnen und Schüler im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren werden hierbei neun Tage lang geschult, um anschließend in ihrer eigenen Schule verschiedenste Aktionen durchzuführen. Hierbei sind Schulhofaktionen mit dem Drogeninformationsbus ebenso geplant, wie Mittel- und Oberstufenpartys mit einem Drogen-Infostand oder andere Informationsveranstaltungen.

Informationsveranstaltungen in denen Jugendliche ihre Mitschüler und Mitschülerinnen zu Gefahren rund um den Drogenkonsum aufklären, sind dem Peer Education-Ansatz zuzuordnen, da hier die Informationsvermittlung im Mittelpunkt steht. Denkbar sind hier Veranstaltungen, in denen beispielsweise von Schülern und Schülerinnen eine Unterrichtsstunde zu dem Thema Sucht gestaltet wird. Die Gestaltung von Oberstufenpartys, auf denen die *an.sprech.bar* durch Schüler und Schülerinnen vertreten wird, wäre ähnlich dem Club- und Festivalbereich, dem Peer Counseling-Ansatz zuzuordnen, wenn hier auch Beratung stattfindet. Liegt der Schwerpunkt jedoch auf der Verteilung von Informationen und weniger auf Gesprächen, wäre von Peer Education zu sprechen.

Aufgrund der Vielfalt dieser Aktionen fällt eine generelle und übergreifende Einordnung des Schulbereichs unter einen Ansatz des Peer Involvement schwer. Vielmehr muss jede einzelne Aktion separat betrachtet werden, um sie einordnen zu können.

4.3 Die Jugendzentren

Die Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Jugendzentren als dritter großer Einsatzbereich der *an.sprech.bar* ist in Planung, jedoch zurzeit noch nicht in der konkreten Umsetzungsphase. Aus diesem Grunde soll hier nur eine kurze hypothetische Einschätzung einiger möglicher Aktionen stattfinden.

Geplant sind hier Aktionen bei denen Jugendliche aus Jugendzentren ähnlich wie im Schulbereich, geschult werden, um anschließend in ihren Jugendgruppen und –zentren verschiedene Aktionen durchzuführen. Es ist zu vermuten, dass sich hier die Aktionen von Peer Education-Maßnahmen bis hin zu Peer Counseling erstrecken werden. Unter Peer Education-Maßnahmen wären Maßnahmen einzuordnen, die ihren Schwerpunkt auf der Informationsvermittlung haben. Dies könnten Informationsabende, Fragerunden oder auch die Gestaltung von Stellwänden oder bestimmten Bereichen in Jugendzentren sein. Hierbei wird es sich, wenn die Peers im eigenen Jugendzentrum auftreten, um die Arbeit im Sinne des Diffusionsansatzes handeln (vgl. Kapitel 3.2), da die Besucher und Besucherinnen eines Jugendzentrums wahrscheinlich eine ähnliche soziale Zugehörigkeit aufweisen und schon vorhandene Kommunikationswege genutzt werden können. Durch einen oft engen Kontakt, beziehungsweise das persönliche Kennen der anderen Jugendlichen einer Altersgruppe, die ein Jugendzentrum besuchen, bieten sich hier zusätzlich Aktionen an, die dem Peer Counseling, also der persönlichen Beratung zuzuordnen sind. Ein schon vorhandenes Vertrauensverhältnis könnte gut dazu genutzt werden, offen über Probleme und Schwierigkeiten zu sprechen und sich so gegenseitig zu unterstützen und gemeinsame Ressourcen zu fördern.

Aktionen in Jugendzentren bieten den Freiraum, dass sie im Gegensatz zur Schule weniger stark an institutionelle Richtlinien und möglicherweise damit zusammenhängende Sanktionen gebunden sind und im Gegensatz zu der Arbeit im Club- und Festivalbereich schon vorhandene Gruppenstrukturen und Beziehungen unter den Jugendlichen nutzen können. Hier bietet es sich an, besonders einflussreiche und unter den anderen Jugendlichen angesehene Jungen und Mädchen, so genannte Meinungsführer, zu Vermittlung von Präventionsbotschaften einzusetzen und dadurch besonders erfolgreich arbeiten zu können.

Im Jugendzentrum sind darüber hinaus jedoch auch Aktionen vorstellbar, die in den Bereich der Peer Mediation oder des Peer Tutoring gehen.

5. Peer Involvement

In diesem Kapitel wird näher auf Peer Involvement und hierbei besonders auf die Beteiligten an Peer Involvement-Projekten eingegangen. Zu Beginn wird ein kurzer geschichtlicher Überblick über die Verbreitung dieser Methode gegeben. In einem Exkurs wird abschließend auf die Schule als Ort von Suchtprävention und Peer Involvement eingegangen.

5.1 Geschichtliche Entwicklung

Der folgende kurze geschichtliche Überblick über die Entwicklung von Peer Involvement stützt sich im Wesentlichen auf die Darstellungen bei Kästner (2003, 50-52) und Appel (2001, 17-18), die sich auf eine Untersuchung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung von Pforr und Kleiber (1998) beziehen.

Als Methode der Arbeit von Gleichaltrigen für Gleichaltrige findet sich Peer Involvement geschichtlich unter anderen Bezeichnungen schon eine lange Zeit. Bereits im 1. Jahrhundert gibt es bei dem römischen Rhetoriker Quintilian die frühesten Hinweise darauf, dass Kinder andere jüngere Kinder unterrichtet und unterstützt haben. Des Weiteren etablierte sich das so genannte ‚Dekurio System‘ circa ab 1550 bei den spanischen Jesuiten, wobei ein Student jeweils zehn andere Studenten unterrichtete. Dies ist bis heute im jesuitischen Bildungssystem so vorhanden.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde das ‚monitorial system‘ von dem Geistlichen Andrew Bell, dem Besitzer eines Waisenhauses, entwickelt. Er entwickelte ein System in dem einige Schüler mit besonderen Pflichten bedacht wurden. Sie beaufsichtigten jüngere Kinder, halfen bei der Wissensvermittlung oder bei der Veränderung von Verhalten und Einstellungen. Öffentliche Anerkennung fand dies aber erst im neunzehnten Jahrhundert durch Joseph Lancaster, der diese Methode in einer Londoner Schule für Arbeiterkinder einsetzte. Besonders in Zeiten finanzieller Knappheit, wie zum Beispiel zur Zeiten der industriellen Revolution fand diese Methode auch in anderen Ländern reichlich Anklang. Mit der Professionalisierung des Bildungssystems und einem Anstieg der finanziellen Mittel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts verschwand das ‚monitorial system‘ dann aber weitestgehend. Seit den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts haben sich allerdings wieder Tutorienprogramme, unter anderem aufgrund von Lehrerknappheit, in zahlreichen Formen, so auch an Universitäten etabliert. Die Legitimierung solcher Pro-

gramme wurde eine zeitlang durch den überwiegend so genannten ‚schlechten Einfluss‘ von Jugendlichen auf andere Jugendlichen, erschwert.

In der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit gibt es auch in Deutschland schon längere Zeit Tendenzen, in denen Kinder und Jugendliche als Vermittler von Wissen und Handlungskompetenzen eingesetzt werden. Als Vorläufer der Peer Involvement-Ansätze in Deutschland wird zum Teil die Wandervogelbewegung am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gesehen. Sie wurde Hauptbestandteil einer sich im Kaiserreich herausbildenden eigenständigen Jugendbewegung, die eine von der älteren Generation unabhängige, jugendspezifische Lebensform anstrebte. Neben von etwas älteren Jugendlichen angeleiteten Fahrten in die Natur, wurden hier erstmals Jugendliche durch andere Jugendliche beraten. Weitergeführt wurden solche Ansätze zum Beispiel von der Pfadfinderbewegung oder der kirchlichen Jugendarbeit.

Seit den sechziger Jahren wird der Peer Involvement-Ansatz vor allem in den USA in verschiedenen gesundheitsbezogenen Aktionen verwendet. Als bedeutsam für die aktuelle Entwicklung der Suchtprävention gilt vor allem die Entwicklung der ‚Drug Crisis Center‘ in den sechziger Jahren (Schmidt 2002, 127), in denen Gleichgesinnte andere, bei durch Drogen ausgelösten Krisen und Problemen, unterstützen. Zahlreiche gesundheitsbezogene Peer-Aktionen und Peer-Programme entstanden in den USA vor allem als Reaktion auf die starke Verbreitung von Aids in den achtziger Jahren.

Seit Beginn der neunziger Jahre finden die Peer Involvement-Ansätze auch mehr und mehr Anklang und Verbreitung im europäischen Raum, hier auch zu einem überwiegenden Teil im Gesundheitsbereich. So sind in den letzten Jahren eine Vielzahl von Modellprojekten und –programmen aus dem Boden geschossen, die versuchen durch die Einbeziehung von Kindern und Jugendlichen neue Wege in der Prävention zu gehen. Höchstwahrscheinlich haben die positiven amerikanischen Erfahrungen zu einer schnellen Übernahme und Verbreitung der Ansätze geführt.

Nicht unwesentlich für die Entwicklung scheint jedoch auch die Verbreitung des Wissens um die positiven Effekte der Gleichaltrigenbeziehungen. Wurden die Kinder und Jugendlichen in der Vergangenheit hauptsächlich als verlängerter Arm des Leh-

ers eingesetzt, so ist erst mit der Erkenntnis um die eigenen Qualitäten der Peerbeziehungen⁴, die Möglichkeiten der Nutzung dieser in das Blickfeld gerückt.

Als eine weitere Tendenz findet sich im schulischen Bereich in den letzten Jahren verstärkt der Einsatz von Peer Mediatoren zur Konfliktbearbeitung und Konfliktlösung.

5.2 Die Beteiligten

Hier soll auf drei Gruppen von Beteiligten an Peer Involvement-Projekten und ihre jeweiligen Besonderheiten eingegangen werden. Dies sind zum einen die erwachsenen Fachkräfte (Kapitel 5.2.3) und zum anderen die Gruppe der beteiligten Jugendlichen. Die Gruppe der Jugendlichen lässt sich in zwei Untergruppen unterteilen. Auf der einen Seite gibt es die Gruppe der Jugendlichen, die vorab ausgewählt und geschult wird, um später andere Jugendliche jeweils in Abhängigkeit vom konkreten Projekt auf verschiedene Art und Weise zu informieren. Diese Jugendlichen werden hier als Peers bezeichnet (Kapitel 5.2.1). Auf der anderen Seite steht die zweite Gruppe der Jugendlichen, welche die spätere Zielgruppe der Projekte darstellt. Die Jugendlichen, die gewissermaßen von den Peers über bestimmte Themen informiert werden sollen. Diese Jugendlichen werden hier als Adressaten bezeichnet (Kapitel 5.2.2).

Auf Schwierigkeiten und kritische Aspekte bei der Auswahl und Arbeit mit den Peers und Adressaten wird gesondert in Kapitel 8.1 eingegangen.

5.2.1 Die Peers

In diesem Kapitel soll darauf eingegangen werden, warum die Gruppe der Jugendlichen, die in Projekten geschult wird, um später andere Jugendliche zu informieren, als Peers bezeichnet werden und welche zusätzlichen Bezeichnungen existieren. Es wird der Frage nachgegangen, durch welche verschiedenen Auswahlkriterien die Jugendlichen zu Peers werden und welche Schwierigkeiten es dabei gibt. Darüber hinaus wird im Zusammenhang mit der Frage der Bezahlung, die Motivation der Peers für ihre Arbeit angesprochen.

⁴ Zum Beispiel durch die Forschungen Jean Piagets oder auch den Veröffentlichungen Brigitte Naudaschers zu der Relevanz Gleichaltriger als Erzieher.

Insgesamt fällt auf, dass auch hier verschiedenste Begriffe und Bezeichnungen parallel verwendet werden. ‚Peer‘, ‚Multiplikator‘, ‚Peer Educator‘, ‚Peer Counselor‘, ‚Peer Supporter‘, ‚opinion leader‘, ‚Meinungsführer‘ oder ‚Peer leader‘ sind einige Beispiele auf die hier näher eingegangen werden soll.

Die Bezeichnungen ‚Peer Educator‘, ‚Peer Counselor‘ und ‚Peer Supporter‘ sind dabei recht eindeutig und beziehen sich auf die Art des Peer Involvement-Ansatzes. Peer Educator sind damit Jugendliche, die in einem Peer Education Projekt geschult und eingesetzt werden, um andere Jugendliche zu informieren; Peer Counselors beraten andere Jugendliche im Rahmen eines Peer Counseling Programms usw.

Der Begriff ‚opinion leader‘ ist dem deutschen Begriff Meinungsführer gleichzusetzen. Unter Meinungsführer wird in der Regel ein Jugendlicher verstanden „der von seiner Gruppe gemocht wird, der einem großen sozialen Netzwerk angehört, der Vertrauens- und Glaubwürdigkeit ausstrahlt und den andere junge Menschen normalerweise um Rat bitten“ (Svenson et al. 1998, 27). Meinungsführer haben meist einen meinungsbildenden und tonangebenden Einfluss auf andere Jugendliche innerhalb ihrer Gruppe. Verschiedene Subkulturen haben dabei ihre je eigenen Meinungsführer (Proissl 1999, 13). Ihnen wird von den anderen Jugendlichen ihrer Peer-Group eine besondere Kompetenz bei der Lösung von Problemen zugesprochen und sie dienen als eine Art Vorbild bei der Einführung von Neuerungen. Von der Einbeziehung solcher Jugendlicher in Peer Involvement-Programme wird sich erhofft, dass ansonsten schwer zu erreichende Zielgruppen mit Hilfe der Meinungsführer auf informellem Wege erreicht werden können. Allerdings stellt sich hier das Problem, dass gerade die Meinungsführer oft nicht unbedingt die Jugendlichen sind, die die Werte und Ziele vertreten, die in Präventionsprojekten verfolgt werden. In ihrer Peer-Group haben sie oft ihre Stellung als Meinungsführer, weil sie innovativ sind, unkonventionell auftreten, sich nicht unbedingt an Regeln halten und sich zum Teil massiv von der Erwachsenenwelt abgrenzen (Grüner & Hilt 1999, 11). Besonders in schwer zu erreichenden Gruppen, wie zum Beispiel drogenkonsumierenden Gruppen, liegt es somit nahe, dass gerade die Meinungsführer maßgeblichen Einfluss auf den Drogenkonsum haben und diesen aufrechterhalten können.

Die Bezeichnung ‚Peer leader‘ wird synonym für opinion leader oder Meinungsführer verwendet. Zum Teil wird mit dem Begriff ‚Peer leader‘ noch mal besonders auf Jugendliche hingewiesen, die an einem sogenannten Peer-leader-Training teilgenommen haben. In diesen Trainings werden gezielt solche Jugendliche geschult, die

eine besondere Stellung in ihrer Gruppe schon vor dem Training hatten oder nach dem Training bekommen sollen. Im Anschluss an das Training sollen sie in ihrer Gruppe als ‚Peer leader‘ aktiv werden und Erlerntes und Erfahrenes in ihre Peer-Group weitertragen.

Der Begriff ‚Multiplikator‘ bezieht sich auf die Funktion, welche die geschulten Jugendlichen ausüben sollen. Die wesentliche Aufgabe von Multiplikatoren und Multiplikatorinnen besteht in der Weitergabe von Informationen und Einstellungen, wodurch sie zu deren Verbreitung beitragen. Dies stellt einen wesentlichen Grundstein von Peer Involvement-Programmen dar.

Koller trifft eine Unterscheidung zwischen den Bezeichnungen Peer leader und Multiplikator in der Hinsicht, dass von Peer leader nur dann gesprochen werden sollte, wenn der Jugendliche in seiner eigenen sozialen Gruppe agiert und die Effekte auf Beziehungen untereinander beruhen (1999, 11). Die Bezeichnung Multiplikator dagegen soll seiner Meinung nach nur dann verwendet werden, wenn der Jugendliche in anderen Sozialgruppen als der eigenen agiert, und die erzielten Effekte folglich hauptsächlich auf der sachlichen Verbreitung von Informationen beruhen (ebd.). Diese Unterscheidung soll hier aber nicht übernommen werden, da der Begriff Multiplikator hier wie oben beschrieben in seiner ursprünglichen Bedeutung, nämlich als Person die Informationen weitergibt, verstanden wird. Ein Multiplikator ist der Jugendliche folglich sowohl wenn er Informationen in, als auch außerhalb der eigenen Peer-Group weitergibt. Ob er selbst Mitglied dieser Gruppe ist und einen möglicherweise großen Einfluss auf diese besitzt, kann durch die Bezeichnung Meinungsführer kenntlich gemacht werden.

Ähnlich oft, und zum Teil synonym mit dem Begriff Multiplikator wird auch der Begriff ‚Peer‘ verwendet. Der Begriff ‚Peer‘ soll hier als Überbegriff für die Gruppe der Jugendlichen verwendet werden, die ausgewählt werden, um andere Jugendliche zu informieren oder zu beraten, da er auf die Beziehung der in Peer Involvement-Projekten involvierten Jugendlichen anspielt. Zusätzlich ist er gewissermaßen schon in dem Begriff Peer-Involvement vorhanden ist. Bei Peers handelt es sich im weitesten Sinne um Menschen, die eine Gemeinsamkeit aufweisen und sich dadurch ähnlich sind. Es ist wesentlicher Bestandteil dieses Ansatzes, dass darauf geachtet wird, dass die Jugendlichen zumindest ein ähnliches Alter und damit eine ähnliche Lebenssituation aufweisen, und so mindestens in dieser Hinsicht Peers sind. Fast immer geht das ‚Peer-Sein‘ aber darüber hinaus und basiert auf weiteren Gemeinsamkeiten. Zum Beispiel kann darauf geachtet werden, dass die Jugendlichen aus

Suchtpräventionsprojekten der gleichen Jugendkultur angehören oder aus einem ähnlichen Lebensumfeld stammen.

Der Begriff Peer ist folglich von der Bezeichnung Multiplikator zu unterscheiden. Die Bezeichnung Multiplikator geht einerseits über diesen hinaus, erfasst aber andererseits die besonderen Charakteristika der Peerbeziehung nicht. Er impliziert im Gegensatz zu der Bezeichnung Peer direkt einen erwünschten Effekt, nämlich die tatsächliche Weitergabe von Wissen, von der wünschenswerterweise aber nicht zwangsläufig ausgegangen werden kann. Zudem reicht der Begriff Multiplikator meist nicht aus, um das besondere Verhältnis der Jugendlichen zueinander zu beschreiben, da es sich gerade bei Peer Involvement-Ansätzen um die Vermittlung von Wissen, Einstellungen usw. von gleich zu gleich handelt und damit über die reine Multiplikatorentätigkeit hinausgeht. Reine Multiplikatorentätigkeiten können theoretisch auch von Erwachsenen übernommen werden, die Informationen verteilen, welche dann weiter getragen werden.

Die Spezifität und die Besonderheit des Peer Involvement-Ansatzes liegen jedoch darin, dass es sich um Jugendliche als Experten ihrer eigenen Situation handelt und sie damit in besonderer Weise dazu befähigt sind, präventiv wirksam zu werden. Multiplikator können und sollen die Jugendlichen in Hinblick auf die Ziele von Peer Involvement, zusätzlich zu ihrer Tätigkeit als Peer sein.

Auswahl und erwünschte Eigenschaften

Die Peers spielen für den Erfolg eines Projektes eine herausragende Rolle, da durch sie die spätere Zielgruppe erreicht werden soll und es wesentlich von den Peers abhängt, ob und wie Präventionsbotschaften von den Adressaten angenommen und eventuell sogar umgesetzt werden. Aus diesem Grund, muss der Auswahl der Peers eine besondere Bedeutung zugesprochen werden. Hierbei gibt es keine einheitlichen Verfahren, sondern diese unterscheiden sich von Projekt zu Projekt, was bei der Verschiedenheit dieser durchaus sinnvoll erscheint. Generell können die Auswahlverfahren jedoch danach unterschieden werden, ob die Peers von den Erwachsenen ausgewählt werden, oder ob die spätere Zielgruppe die Jugendlichen selbst bestimmt. Bei der Untersuchung von 25 Peer Involvement-Projekten stellt Kahr fest, dass mehr als die Hälfte der Projekte die Peer-Group in die Auswahlverfahren mit einbindet (1999, 76). Die Einbindung scheint besonders dann wichtig, wenn Meinungsführer einer Gruppe geschult werden sollen, da diese am besten von der eigenen Gruppe selbst, als solche erkannt und benannt werden können. Zu beachten ist bei der Auswahl auch, dass sich die Auswahlkriterien von Jugendlichen

und Erwachsenen stark unterscheiden können. Zählen für die Durchführung eines Projektes für die Erwachsenen eher Eigenschaften wie Verlässlichkeit oder regelkonformes Verhalten, stellen für Jugendliche eine gewisse Distanz zu ‚erwachsenen‘ Normen und Werten, attraktive Eigenschaften für die Wahl eines Meinungsführers dar. Hier liegt es bei den Erwachsenen, sich auf die Jugendlichen einzulassen und ihnen etwas von ihrer Verantwortung und Kontrolle abzugeben, da besonders bei Projekten die sich auf soziale Diffusion stützen, die grundlegende Voraussetzung für den Erfolg eines Projektes, die Akzeptanz der Peers in der Adressatengruppe ist.

Eine wesentliche Voraussetzung auf Seiten der Peers ist vor allem die Freiwilligkeit an der Teilnahme und die Bereitschaft für einen offenen Interaktionsprozess (Proissl 1999, 13). Die Begabung mit Gruppen zu arbeiten, gute Fähigkeiten zu kommunizieren und aktiv zuzuhören, eine allgemeine Lernbereitschaft und Begeisterung, sowie die Fähigkeit eigene Grenzen zu erkennen und Offenheit gegenüber Neuem, benennt Koller als Kriterien für den Auswahlprozess der Peers (1999, 20). In der Untersuchung von Kahr stellen Freiwilligkeit, eigenes Interesse und ein anerkannter Platz in der Peer-Group die von 25 Projekten am häufigsten genannten Auswahlkriterien dar (1999, 77).

Anreize und Motivation

Was motiviert Jugendliche an Peer Involvement-Projekten teilzunehmen? Dieser Frage wird nur in einigen wenigen Projekten nachgegangen (z.B. Wihofszky oder Svenson et al. 1999). Die Motivation der Peers scheint aber nicht unerheblichen Einfluss auf den Erfolg eines Projektes zu haben, beziehungsweise auf die spätere Arbeit und das Engagement der Jugendlichen. Bezahlung oder das Ausstellen eines Zeugnis stellt einen möglichen Anreiz dar, können jedoch überwiegend nicht als Hauptanreiz für eine Mitarbeit gesehen werden, da der große Aufwand für ein Projekt, meist in keinem direkten Verhältnis zu der Entschädigung steht. Verschiedene Anreize wie beispielsweise eine zeitweilige Befreiung von Unterricht oder die Teilnahme an besonderen Aktionen kann ebenfalls dazu führen, dass Jugendliche ein besonderes Interesse zeigen. Hier ist jedoch sicher zu stellen, dass darüber hinaus eine weitere Motivation vorhanden ist.

Da für Jugendliche in unserer Gesellschaft in der Regel nur wenige Möglichkeiten zur aktiven Beteiligung vorhanden sind, kann der Partizipationswunsch von Jugendlichen einen möglichen Motivationspunkt darstellen. Peer Involvement-Projekte bie-

ten die Möglichkeit sich aktiv in Dinge einzumischen und die eigene Meinung aktiv vertreten zu können. Es ergeben sich Diskussionsmöglichkeiten und die Chance einer Auseinandersetzung mit Erwachsenen auf einer Ebene, die optimalerweise von Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung gekennzeichnet ist. Im Idealfall kann durch Peer Involvement-Projekte ein wenig öffentliche und politische Aufmerksamkeit auf bestimmte Sachverhalte gelenkt werden. Es kann dem Bedürfnis nach eigenverantwortlichem Handeln und Autonomie nachgegangen werden, da man sich als Peer für Dinge engagiert, welche die eigene Altersgruppe und die eigene Lebenswelt betreffen, was für Jugendliche im Vordergrund steht. „Die Motivationen, sich sozial zu engagieren, sind eher intrinsisch und Zeichen von Individualisierung. Soziales Engagement ist für Jugendlichen eine Möglichkeit, ihr eigenes Leben sinnhaft und sinnvoll zu gestalten. (Keupp 2000,62)

Viele Peers stoßen auch aus altruistischen Gründen zu ihrem Projekt hinzu (Svenson et al. 1998, 27). Das heißt, es besteht durchaus das Interesse etwas für andere zu machen, sie zu informieren und sich einzusetzen, ohne das ausschließlich an den eigenen Nutzen gedacht wird. Prosoziale Motive, wie das Wohl anderer und der Gruppe der Jugendlichen als Ganzes, stehen hierbei im Vordergrund.

Der einzelne Jugendliche kann sich durch seine Rolle als Peer aufwerten und eine Art von Selbstwirksamkeit erfahren, wenn er im Rahmen des Projektes Erfolge erzielt. Zusätzlich können Peer Involvement-Projekte die Möglichkeit bieten, soziale Fertigkeiten oder andere spezifische Fähigkeiten auf verschiedenen Gebieten zu entwickeln (Svenson et al. 1999, 27). So bieten die meisten Projekte ein gutes Übungsfeld zum Erlernen von verschiedenen Präsentationstechniken oder für das Auftreten und Sprechen vor Gruppen.

Zudem kann das Thema mit dem sich das jeweilige Projekt beschäftigt einen eigenen Anreiz zur Teilnahme darstellen. So besteht in der Regel bei den meisten Jugendlichen ein großes Interesse an Themen wie Sexualität oder Drogen, da dies Themen sind, die im Alltag der Jugendlichen eine wichtige Rolle spielen. Da dies oft in der Kommunikation mit Erwachsenen tabuisierte Themen sind, bieten Peer Involvement-Projekte die Möglichkeit, offen über diese Themen zu sprechen und sich so zu informieren und auseinander zu setzen.

Der Rahmen in dem ein Projekt stattfindet kann ebenfalls zur Teilnahme motivieren, besonders wenn es sich um ein Setting handelt, welches Geselligkeit und Spaß verspricht, wie bei gemeinsamen Wochenenden mit anderen Jugendlichen oder einer lebensnahen Umsetzung des Projektes, wie dem Organisieren von Partys.

Weitere Anreize zur Teilnahme an Peer Involvement-Projekten konnten in einer Untersuchung von Aids-Präventionsprojekten herausgestellt werden (Wihofszky). Hierbei wurde der Frage nachgegangen, was Peers zu ihrem Engagement motiviert und insbesondere, wie eine Tätigkeit als Peer Zugang zu neuen Ressourcen verschafft (ebd.). Hier gaben die beteiligten Peers im Wesentlichen fünf Gründe an, die sie motiviert hatten an den Projekten mitzuarbeiten: der Gewinn an gesundheitlichen Ressourcen beispielsweise in Form von Wissen über Aids, der Zuwachs an Bildungsressourcen durch Training und Ausbildung, der Anstieg sozialer und emotionaler Ressourcen durch die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung, eine Erweiterung sozioökonomischer Ressourcen und die Möglichkeit, das Projekt als Ressource zur Selbsthilfe mit Hilfsmöglichkeiten für die Gemeinschaft zu sehen (ebd., 8-9).

Insgesamt kann also gesagt werden, dass sowohl altruistische als auch eigennützige Gründe zur Teilnahme an Peer Involvement-Programmen führen. Die Motivation kann bei einzelnen Jugendlichen unterschiedlich gelagert sein.

Nicht zu vernachlässigen ist hier aber die Tatsache, dass die Peers mit falschen Erwartungen an ein Projekt herantreten können und es so zu einer großen Anzahl von Drop-outs kommen kann, weshalb es umso wichtiger erscheint, die Jugendlichen möglichst genau über das Projekt zu informieren und der Auswahl der Peers ausreichend Zeit zuzusprechen.

Bezahlung – ja oder nein?

Die Frage der Bezahlung der Peers für ihre Arbeit wird in Peer Involvement-Programmen nicht einheitlich gehandhabt. In einigen Projekten werden die Jugendlichen finanziell entschädigt, in anderen Projekten bekommen sie eine Art Zeugnis oder Bescheinigung und in wieder anderen Projekten wird darauf völlig verzichtet.

Für eine Bezahlung spricht, dass damit die Arbeit der Peers als solche anerkannt und der Arbeit Professioneller gleichgesetzt wird. Mädchen und Jungen können eine Aufwertung in ihrer Rolle als Jugendlicher und als Peer erfahren und in ihren Kompetenzen bestärkt werden, indem die eigene Arbeit durch eine Bezahlung genauso anerkannt wird, wie die Arbeit der erwachsenen Beteiligten. Besonders wenn die Arbeit als Peer stark von Erwachsenen strukturiert und vorgegeben ist, und die Peers anstelle Erwachsener aber mit ähnlichen Funktionen und Aufgaben eingesetzt werden, scheint es nicht falsch zu sein, die Peers zu bezahlen. Zusätzlich kann die Entlohnung zu freiwilliger Disziplinierung und großer Verantwortungsüber-

nahme führen, da sie zur Folge haben kann, dass sich die Jugendlichen stärker verpflichtet fühlen, ihre Aufgaben pflichtgemäß wahrzunehmen (Lang & Weichler 2002, 221).

In Gemeindeprojekten oder in Projekten, die stark mit dem diffusionalen Ansatz arbeiten, wird die Bezahlung von Peers nicht empfohlen (Svenson et al. 1998, 28). Durch eine Bezahlung könnte es zu einer emotionalen Trennung zwischen dem Peer und der eigenen Gruppe oder Szene kommen, da der Jugendliche dadurch eine Rolle außerhalb dieser übernimmt und eventuell als Außenstehender angesehen wird.

Generell scheint jedoch eine Bestätigung der Arbeit der Peers, in Form von Geld oder Zeugnissen wichtig, damit diese als eigene Leistung mit einer besonderen Qualität anerkannt wird. Sowohl von den anderen Jugendlichen als auch von Eltern, Lehrern und professionell Tätigen.

Im folgenden Kapitel wird auf die andere in Peer Involvement-Projekten beteiligte Gruppe von Jugendlichen, die Adressaten eingegangen. Hierbei werden die Fragen behandelt, wer überhaupt die Adressaten von Peer Involvement sind und was dabei beachtet werden muss.

5.2.2 Die Adressaten

Die Gruppe der Adressaten kann theoretisch jede Gruppe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sein. So zum Beispiel eine Schulklasse, eine Gruppe von Jugendlichen aus einem bestimmten Wohngebiet oder auch Jugendliche mit einer ähnlichen Freizeitgestaltung.

In vielen Präventionsprojekten stellt die Gruppe der Adressaten eine Gruppe dar, die in irgendeiner Hinsicht als besonders gefährdet, beispielsweise aufgrund der Zugehörigkeit zu einer ‚drogennahen‘ Musikszene, eingestuft wird. Andere Projekte wollen möglichst alle Jugendlichen erreichen, wie zum Beispiel das norwegische Projekt ‚Handling Mot Rusgift – HMR‘ in dem jede norwegische 9. Klasse seit 1972/73 einen Schüler und eine Schülerin schult, damit diese Aktionen mit der eigenen Klasse und den Eltern durchführen (Kahr 1999, 35).

Es gibt folglich kaum Kriterien, die eine Gruppe von Jugendlichen als Adressaten von Peer Involvement festlegen. Vielmehr ist es gerade ein Kennzeichen von Peer Involvement, dass in der Wahl der Zielgruppe und der vermittelnden Inhalte eine große Offenheit herrscht.

Eng mit der Gruppe der Adressaten ist der Ort verbunden, an dem diese erreicht werden sollen. Die Schule stellt einen häufig gewählten Ort dar, da sie so gut wie der einzige Platz ist, an dem bis zu einem gewissen Alter alle Kinder und Jugendliche erreichbar sind (vgl. Kapitel 5.4) Andere Orte können beispielsweise das Jugendzentrum, Veranstaltungsortlichkeiten oder auch Szenetreffpunkte sein.

Wichtig ist, dass die zu erreichende Gruppe vorher genau definiert und eingegrenzt wird, damit die zu vermittelnden Botschaften und das Setting an das Leben und die Situation der Zielgruppe angepasst werden können (Svenson et al. 1998, 9). Hier spielen unter anderem neben sozialen, ökonomischen, kulturellen und demographischen Unterschieden, der jeweilige Lebensstil und die Art der Freizeitgestaltung, die spezifischen Wünsche und Bedürfnisse, der Wissensstand und der Zugang zu Informationen und nicht zuletzt das Alter der Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine entscheidende Rolle. Dies sind Gründe, warum Peer Involvement-Programme auch nicht ohne weiteres von einer Stadt in eine andere oder sogar länderübergreifend übertragen werden können. Hierbei würden wesentliche Eigenheiten einer Gruppe, einer Stadt usw. nicht beachtet und die Gefahr eines Vorbeizielens wäre groß.

„Der Ansatz (...) geht von bestimmten Gegebenheiten in sozialen Gruppen aus, nutzt deren Entwicklung und Wirkung und kann aus diesem Grund nicht abgelöst von einem kulturellen Kontext, der Zielgruppe, ihrem Lebensraum, ... gesehen werden“ (Kahr 2003, 380).

Mit der genauen Eingrenzung der Gruppe der Adressaten, hängen der Einsatz von Methoden und die Herangehensweise zusammen. In Abhängigkeit von der Gruppe der Adressaten muss entschieden werden, mit welcher Methode diese erreicht werden soll und wer als Peers in Frage kommt.

Soll das Projekt evaluiert werden, spielt die genaue Eingrenzung der Zielgruppe ebenfalls eine wichtige Rolle. Denn nur wenn klar ist, wer mit einer Maßnahme erreicht werden soll, kann anhand dieser Gruppe überprüft werden, ob dies tatsächlich so geschehen ist.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sowohl der Auswahl der Peers als auch der Auswahl der Adressatengruppe große Wichtigkeit zukommt. Beide Gruppen stehen in enger Verbindung zueinander und können nicht unabhängig voneinander gesehen werden. Der genauen Beachtung von Besonderheiten bei diesen Gruppen wird in Zukunft noch eine größere Bedeutung zu kommen müssen. Die Vielzahl an unterschiedlichen Peer Involvement-Projekten allein im Bereich der Suchtprävention ist unter anderem darauf zurück zu führen, dass bei der Auswahl

der Jugendlichen vielfache Optionen offen stehen. Ob Jugendliche für ihre Arbeit bezahlt werden, welche Auswahlkriterien getroffen werden oder ob und wie mit einer besonders gefährdeten Adressatengruppe gearbeitet wird, wirkt sich auf den Inhalte und den Verlauf eines Projektes aus.

Auf eine weitere Gruppe von am Peer Involvement Beteiligten wird im nächsten Kapitel eingegangen. Hier stehen die (pädagogischen) Fachkräfte mit ihren Aufgaben und auch das veränderte Verhältnis dieser zu den beteiligten Jugendlichen im Vordergrund.

5.2.3 Die pädagogischen Fachkräfte

Bei Peer Involvement-Ansätzen ist eine gute Zusammenarbeit zwischen Jugendlichen und Erwachsenen unumgänglich. Meist handelt es sich bei den erwachsenen Beteiligten von Peer Involvement-Programmen um Pädagogen und Pädagoginnen, weshalb diese Bezeichnung im Folgenden verwendet wird. Erwachsene und Jugendliche treffen besonders intensiv bei den Schulungen der Peers aufeinander, die meist von zwei Erwachsenen durchgeführt werden und in denen die Jugendlichen auf ihre spätere Arbeit in Form von Informationsvermittlung ebenso wie durch Selbsterfahrungselemente oder persönlichkeitsfördernde Maßnahmen vorbereitet werden. Doch wie sieht die Rolle der Erwachsenen genau aus, wenn Jugendliche einerseits Experten in eigener Sache sind, andererseits aber noch geschult und betreut und sozusagen zum Teil zur eigenen Selbständigkeit und Professionalität angeleitet werden müssen? Auf diese Frage soll im folgenden Abschnitt eingegangen werden.

Peer Involvement-Ansätze erfordern grundsätzlich eine andere Stellung zwischen dem Erwachsenen und dem Jugendlichen, eine Abkehr vom klassischen Verhältnis des wissenden Erziehers und dem unwissenden, zu erziehenden Schüler. Ein neues, anderes Verhältnis ist notwendig, da die Bedeutung der pädagogischen Fachkraft verändert, aber nicht unbedingt verringert ist. Vielmehr agiert sie mehr im Hintergrund, fördert das Engagement von Jugendlichen durch Qualifizierung und Beratung und sorgt in Form von Begleitung für förderliche Rahmenbedingungen (Nörber 2003, 11). Es herrscht keine klassische Rollenverteilung mehr, in der eine Seite etwas weiß und die andere nicht, sondern sowohl der Erwachsene als auch der Jugendliche verfügen über ein Wissen und Können, welches die andere Seite nicht hat. Der Jugendliche ist gerade durch seine Rolle als Jugendlicher und seinen Be-

zug zu anderen Gleichaltrigen, für die Arbeit im Sinne des Peer Involvements unabdingbar und auf diesem Hintergrund durch keinen Erwachsenen ersetzbar. Hierbei geht es auch darum, dass der Erwachsene bestimmte vorhandene jugendspezifische Sachverhalte so akzeptieren sollte, wie sie sind und die Meinung des Pädagogen oder der Pädagogin nicht mehr zwangsläufig die richtige ist. Dadurch, dass zum Beispiel einige Jugendliche in Bezug auf Drogenkonsum einen eher toleranteren Umgang propagieren, und Erwachsene im Sinne von Peer Involvement zwar die Jugendlichen über vorhandene Gefahren aufklären, aber nicht deren Meinung manipulieren sollen, könnte es theoretisch dazu kommen, dass letztendlich die tolerantere Einstellung der jugendlichen Peers weiter verbreitet wird.

Doch auch der Erwachsene ist (vorerst) notwendig, beispielsweise, um im Vorfeld durch eine meist einflussreichere Position die äußeren Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass die Arbeit im Sinne des Peer Involvement-Ansatzes stattfinden und sich etablieren und durchsetzen kann. Hier geht es beispielsweise um die Finanzierung der Projekte oder die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Peer Involvement. Die Erwachsenen begleiten die Jugendlichen in ihrer Arbeit und liefern bei Bedarf Unterstützung und Beratung auf der Basis einer vertrauensvollen Haltung in die Jugendlichen, dass diese über die für die Arbeit notwendigen Kompetenzen verfügen. Voraussetzung hierfür ist, dass ein Teil der Verantwortung von den Erwachsenen an die Jugendlichen übertragen wird. Dies impliziert eine Abkehr von einer Defizitsichtweise auf Jugendliche und die Jugend insgesamt.

Lang & Weichler beschreiben einige Aufgaben der Projektpädagogin, die im Rahmen der Peer Involvement Arbeit notwendig sind und die als für einen Großteil aller Projekte gültig angesehen werden können (2002, 218). Hierzu gehören die Aufgaben Proberäume zur Verfügung zu stellen, zu motivieren, Perfektionismus und überhöhte Vorstellungen der Jugendlichen herunterzuschrauben und sich mit der Gruppe gleichberechtigt in Form eines beidseitigen Lernprozesses auseinander zu setzen (ebd.). Eigenverantwortung sollte von Seiten der Erwachsenen bei den Jugendlichen so früh wie möglich gefördert und auch gefordert werden. Der Pädagoge oder die Pädagogin tritt als ein Beispiel der Erwachsenenkultur und als Vertreter eines Geschlechts mit den Jugendlichen in Kontakt und stellt so eine mögliche Reibungsfläche dar, da in der konkreten Arbeit miteinander Anforderungen der Erwachsenenwelt auf Bedingungen der Jugendwelt stoßen (Lang & Weichler 2002, 220). Der Pädagoge oder die Pädagogin besitzt eine gewisse Vorbildfunktion, da Jugendliche ihre Einstellung und Verhaltensweisen besonders über Beobachtungen herausbilden (Kern-Scheffeld 2005, 8). Kern-Scheffeldt ergänzt diese notwendigen Eigenschaften noch um einige handlungsorientierte Fähigkeiten, wie zum Beispiel

Kompetenzen im Bereich der Gruppendynamik, Kommunikations- und Moderationsfähigkeiten, die Fähigkeit zur Teamarbeit oder zum Konfliktmanagement (2005, 8). Selbstverständlich ist projektabhängiges vorhandenes Fachwissen und dessen Vermittlung ebenfalls notwendig.

Proissl weist darauf hin, dass „die Erwachsenen trotz der engen Zusammenarbeit die Generationsgrenzen und die Binnenwelt der Peers als eigenen Bereich respektieren“ sollten (1999, 14). Dies impliziert, dass Erwachsene und Jugendliche nicht völlig gleich gestellt werden sollten, sondern jede Gruppe ihre eigenen Charakteristika hat und in der gemeinsamen Arbeit auch beibehalten soll. Es geht darum, dass der Erwachsene die Jugendlichen dort unterstützt, wo Hilfe notwendig und gewünscht ist und sie dort frei handeln lässt, wo Jugendliche eigenständig agieren können und wollen. Peer Involvement basiert folglich vonseiten der Jugendlichen „auf einer Partnerschaft mit Erwachsenen, die vor allem Wissen, Struktur und Organisation zur Verfügung stellen“ (Thiele et al. 2002, 134).

Im Sinne des Empowerment könnten die Aufgaben der pädagogischen Fachkräfte wünschenswerterweise so zusammengefasst werden, dass sie förderliche Rahmenbedingungen bereitstellen und die Jugendlichen in die Lage versetzen ihre eigenen Ressourcen und Stärken zu erkennen und mit Hilfe dieser selbst für ihre eigenen Interessen einzutreten.

5.3 Die erwünschten Effekte und Ziele

In diesem Kapitel wird auf die erwünschten Ziele unterteilt nach der Gruppe der Peers und der Gruppe der Adressaten sowie auf Effekte eingegangen, die sich wahrscheinlich bei beiden Gruppen finden lassen. Insgesamt ist darauf hinzuweisen, dass die Ziele je nach Projekt stark variieren können und es kaum verbindliche Ziele gibt, die für Peer Involvement allgemein gültig sind. Hier soll deshalb auf einige mögliche Ziele eingegangen werden, die oft genannt werden, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen.

Allgemein wird bei Peer Involvement-Programmen von einem doppelten Effekt gesprochen, da sich in der Regel positive Auswirkungen der Teilnahme an einem solchen Programm, sowohl bei den Peers als auch bei den Adressaten ergeben. Zum Teil werden die Ziele von Peer Involvement-Ansätzen jedoch noch weiter gesehen, so können Ziele im Idealfall auf einzelne Personen (Mikrosystem), den direkten

Nahbereich (Mesosystem), das erweiterte Umfeld (Makrosystem) und die Gesellschaft als solche (Exosystem) gerichtet werden (Kästner 2003, 52).

In erster Linie werden Peer Involvement-Projekte jedoch durchgeführt, um bei den Jugendlichen selber etwas zu bewirken. Im Bereich der Suchtprävention ist das prioritäre Ziel die Befähigung zur Gesundheit (Schmidt 2002, 133). Dies soll vor allem auf zwei Ebenen erreicht werden:

1. auf suchtspezifischer Ebene (insbesondere durch eine Vermehrung von Wissen und eine Veränderung von Einstellungen und Verhalten) und
2. auf drogenunspezifischer Ebene (insbesondere durch die Förderung der psychosozialen Kompetenzen und der Schaffung einer möglichst gesundheitsförderlichen Umwelt) (ebd.).

Wesentliche Voraussetzung, damit es zu positiven Effekten kommen kann, ist selbstverständlich, dass das Projekt und die angestrebten Interventionen der Jugendlichen erfolgreich sind und ein Projekt nicht scheitert. Dies scheint in der Praxis generell vorausgesetzt zu werden und es ist kaum etwas darüber bekannt, was für Effekte auftreten, wenn Projekte scheitern oder nicht so laufen, wie beabsichtigt und „ob nicht auch neben den beabsichtigten gesundheitserzieherischen Effekten nicht-beabsichtigte Effekte auftreten“ (Bauch 1998, 60). Die Möglichkeit des Ausbleibens von positiven Effekten oder des Auftretens unerwünschter Wirkungen sollte in jedem Projekt, auch wenn es erwartungsgemäß verläuft, bedacht werden (vgl. Kapitel 8.1).

„(...) so produziert doch jede pädagogische Situation und jeder pädagogische Diskurs nichtintendierte Nebenfolgen, weil der Adressat keine ‚triviale Maschine‘ ist und sich somit die Effekte des pädagogischen Eingriffs nicht kalkulieren lassen“ (Bauch 1999, 8).

Erwünschte Effekte bei den Adressaten und den Peers

Sowohl bei den Peers als auch bei den Adressaten soll es zu einer Wissensvermehrung, besonders auf suchtspezifischer Ebene kommen. Die Wissensvermehrung kann sich dabei auf Fakten wie zum Beispiel mögliche Gefahren beim Mischkonsum von Substanzen oder langfristige Auswirkungen des Drogenkonsums beziehen. Neben dem positiv zu bewertenden Wissenszuwachs an sich, kann es zusätzlich zu einer Anerkennung oder einem Bewundertwerden aufgrund der existierenden Sachkompetenz und des vorhandenen Wissen durch andere Jugendliche oder auch Erwachsene kommen (Lang & Weichler 2003, 245). Darüber hinaus fühlt der Jugendliche sich selber informierter und kompetenter in Hinblick auf ein Thema und agiert

in dem Bereich möglicherweise auf der Basis von Wissen, verantwortungsbewusster und selbstsicherer. Letztendlich soll bei dem Jugendlichen durch die Wissensvermehrung und die Auseinandersetzung mit dem Thema Sucht und Drogen und mit eigenen Konsummustern eine Einstellungs- und idealerweise eine Verhaltensänderung stattfinden. „Es ist davon auszugehen, dass Peer-Interventionen in der Lage sind, Wissen über Drogen zu erhöhen, Fähigkeiten über harmlose Konsumtechniken zu vermitteln und Einstellungen zu modifizieren“ (Schmidt 2002, 135).

Hierbei spielen besonders suchtpreventive Ziele, wie Alternativmodelle zum eigenen Konsum kennen zu lernen oder die eigenen Einstellungen zu Drogen zu erforschen, in Frage zu stellen und letztendlich zu verändern, eine wichtige Rolle (Koller 1999, 16).

Darüber hinausgehend soll der Zugang zu weiterführenden Hilfen für die Peers und Adressaten erleichtert werden, indem das Vorhandensein dieser thematisiert wird und Hemmungen abgebaut werden, diese bei Bedarf in Anspruch zu nehmen. Einige Projekte werden auch gerade von solchen Institutionen ins Leben gerufen, die sich dadurch einen verbesserten Zugang zu einer bisher schwer erreichbaren Zielgruppe erhoffen. Andere Projekte schaffen es, innerhalb ihrer Durchführung einen engen Kontakt und eine gute Kooperation mit ergänzenden oder weiterführenden Institutionen, Beratungsstellen oder anderen Unterstützungssystemen aufzubauen und erhöhen so das Wissen der Jugendlichen über regionale Anlaufstellen. Durch Peer Involvement-Programme kann es so zu einer Vernetzung von nicht-professionellen und professionellen Unterstützungssystemen kommen (Roth et al. 2003, 414).

Durch den Austausch von Informationen und Einstellungen untereinander soll die Kommunikationskompetenz der Jugendlichen verbessert und erhöht werden, so dass auch hier Unsicherheiten abgebaut werden, bestimmte Dinge sowohl unter Jugendlichen selber, als auch zwischen Jugendlichen und Erwachsenen anzusprechen.

Als Folge der Auseinandersetzung mit eigenen Gewohnheiten und Einstellungen und dem Vergleich mit denen anderer, wird die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Jugendlichen gefördert (Kästner 2003, 53). Hierbei können das Problembewusstsein sowie die Risikowahrnehmung sensibilisiert werden (Kleiber et al. 1998, 14), so dass mögliche Gefahren im eigenen Konsumverhalten erkannt und gegebenenfalls vermindert werden.

Solche erwünschten Effekte können zu einer Erweiterung von Kompetenzen und Spielräumen von Jugendlichen insgesamt führen. So können Erziehungsaufgaben und Erziehungsintentionen in die zu erziehende Gruppe selbst verlagert werden (Bauch 1997, 35). Es wird angenommen, dass der den meisten Peer Involvement-Programmen zugrunde liegende Empowerment-Ansatz eine wirksame Methode zur Unterstützung der momentanen, aber auch zukünftigen Lebensbewältigung darstellt (Schmidt 2002, 131). Meist sind Peer Involvement-Projekte „mehr oder weniger stark im Sinne des Empowerments angelegt, d.h. sie sind ressourcenorientiert, akzeptanzorientiert und anwaltschaftlich ausgerichtet“ (Schmidt 2002, 134). Im Ganzen soll der Jugendliche dadurch bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und Überwindung von Krisen unterstützt werden. Ziele sind hierbei insbesondere eine allgemeine Ich-Stärkung, die Förderung der Erfahrung der eigenen Selbstwirksamkeit und eine Steigerung von Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen des Jugendlichen (Kleiber et al. 1998, 14). Auf suchtspezifischer Ebene soll dadurch „ein Hinausschieben des Erstkonsums bzw. die vollständige Abstinenz erreicht sowie die Entwicklung von Alternativen zum Drogenkonsum gefördert werden“ (Roth et al. 2003, 413).

Sowohl für die Gruppe der Adressaten als auch für die Gruppe der Peers ergeben sich darüber hinaus jeweils weitere Effekte, beziehungsweise jede der beiden Gruppe profitiert zusätzlich speziell in verschiedenen Bereichen.

Erwünschte Effekte bei den Adressaten

Die Gruppe der Adressaten erhält die Möglichkeit einer qualifizierten Hilfestellung bei aktuellen Problemen, beziehungsweise eine qualifizierte Aufklärung zu einem bestimmten Thema durch die Peers. Hierbei stellt die niedrige Zugangsschwelle einen herausragenden Vorteil dar (Kästner 2003, 54). Somit kann im Idealfall einer (weiteren) Gefährdung des Jugendlichen entgegen gewirkt, und gesunde Verhaltensweisen gefördert werden.

Dadurch, dass überhaupt Projekte zu Themen wie Drogen oder Abhängigkeit speziell für Jugendliche ins Leben gerufen werden, sieht der einzelne Jugendliche, dass er mit bestimmten Fragen, Ängsten oder Problemen nicht alleine dasteht. Zu erfahren, dass andere Jugendliche Gleiches beschäftigt, kann sich identitätsfördernd auswirken. Dies wird dadurch begünstigt, dass eine Unterstützung von gleich zu gleich von den Adressaten angenommen werden kann, ohne ein eigenes Unwissen oder eine Inkompetenz gegenüber Erwachsenen zugeben zu müssen und ohne

Sanktionen oder Benachteiligungen bei aktuellem Drogenkonsum befürchten zu müssen. Durch das gemeinsame Lernen und den gemeinsamen Erfahrungsaustausch in der Gruppe der Jugendlichen müssen keine vermuteten Anforderungen von Erwachsenen erfüllt werden (Lang & Weichler 2002, 219) und es handelt sich um einen relativ offenen Lernprozess ohne von außen festgelegte Ziele.

Die Gruppe der Adressaten wird mit positiven Rollenvorbildern in Form der Peers konfrontiert, was sich auf das eigene Verhalten auswirken kann (ebd.). Besonders wenn Jugendliche sich in einem Freundeskreis aufhalten, in dem Drogenkonsum eine große Rolle spielt und fest im Gruppengeschehen verankert ist, kann es hilfreich sein, zu sehen, dass es Jugendliche gibt, die ihren Alltag und ihre Freizeit ohne Drogen gestalten und trotzdem ‚cool‘ sind und diese nicht mit langweiligen Abstinenz predigenden Erwachsenen gleichzusetzen sind. Dadurch kann es zu einem positiven Einfluss auf die Wahrnehmung sozialer Normen kommen, da gesehen wird, dass diese durchaus variabel sind.

Eine jugendgerechte Präsentation und auf die Zielgruppe ausgerichtete Darstellung der zu vermittelnden Inhalte, kann darüber hinaus eine angenehme, abwechslungsreiche und anregende Art sein, an ein Thema herangeführt zu werden.

Insgesamt bewirkt die auf einem ähnlichen Entwicklungsstand basierende Symmetrie innerhalb der Beziehung zwischen Peers und Adressaten (vgl. Kapitel 6.1), dass in kognitiver Hinsicht eine aktive Auseinandersetzung der Adressaten mit den zu vermittelnden Inhalten gefördert und verstärkt wird (Appel 2001, 56).

Erwünschte Effekte bei den Peers

Von der Teilnahme an Peer Involvement-Projekten profitieren die Peers in der Regel noch mehr als die Adressaten, was sich förderlich auf ihre persönliche Entwicklung auswirkt. Neben der intensiven inhaltlichen Auseinandersetzung mit einem Thema und dem damit verbundenen Wissensanstieg (s.o.), wird sich erhofft, dass es durch die erworbenen Qualifikationen und die neue Rolle zu einer allgemeinen Förderung und positiven Beeinflussung der Entwicklung der Jugendlichen kommt (Nörber 2003, 11). Eine Förderung der Lebenskompetenz und Persönlichkeitsstärkung soll beispielsweise durch Unterstützung der Selbstreflexion oder, in Abhängigkeit zu dem Thema Sucht, durch den aktiven Umgang mit der eigenen Erlebnis- und Genussfähigkeit stattfinden (Kahr 1999, 75). In den Schulungen vor der Durchführung des Projektes mit den Adressaten, werden die Jugendlichen dazu angeregt, sich in Form von vielfältigen Methoden, wie zum Beispiel Rollenspielen, intensiv mit eige-

nen Verhaltensweisen auseinander zu setzen und neue Handlungsmöglichkeiten kennen zu lernen.

Durch die Rolle als Peer und der zum Teil engen Zusammenarbeit mit anderen Jugendlichen und Erwachsenen, werden neue Erfahrungen mit Hierarchieebenen gemacht (Lang & Weichler 2002, 219). Der Rollenwechsel ermöglicht Einsicht in Rollenstrukturen und in den Umgang mit unterschiedlichen Anforderungen in unterschiedlichen Rollen (ebd.). Die Jugendlichen werden bei ihrer Arbeit selbst zu Gruppenleitern, Organisatoren oder Ansprechpartnern und erfahren so, was es heißt, bestimmte Anforderungen zu erfüllen und Verantwortung zu übernehmen.

Besonders bei der gemeinsamen Arbeit und dem Austausch in der Gruppe der Peers können soziale Kompetenzen und Schlüsselqualifikationen, wie zum Beispiel Konflikt- und Teamfähigkeit, Verantwortungsübernahme oder Organisationsgeschick erworben werden (ebd.). Soziale Kompetenzen sind auch vonnöten, um bei den Adressaten gut anzukommen, die Inhalte ansprechend zu übermitteln und auf Fragen, Diskussionspunkte, Unstimmigkeiten, Meinungsverschiedenheiten usw. eingehen zu können. Hierbei sollen die Jugendlichen erlernen, mit Kritik umzugehen und Problemlösefertigkeiten zu entwickeln.

Des Weiteren werden auf suchtspezifischer Ebene Ziele angestrebt, wie die Fähigkeit zu trainieren, mit Gruppendruck und Autoritäten fertig zu werden oder zu lernen, wie man unangenehme Situationen meistert (Koller 1999, 16).

Insgesamt ist festzustellen, dass sich immer mehr Peer Involvement-Programme in den letzten Jahren von reiner Informationsvermittlung zur Förderung der Lebenskompetenz weiterentwickelt haben (Kästner 2003, 62). Dazu gehört auch, dass die Peers in ihrer Rolle Aufmerksamkeit und Anerkennung durch andere, wie zum Beispiel Eltern, Lehrer und Lehrerinnen, Mitschüler und Mitschülerinnen, aber auch auf regionaler oder politischen Ebene bekommen, und so letztendlich dazu beigetragen werden kann, dass die Stellung der Jugendlichen in der Gesellschaft verbessert wird. Hier geht es um das Erfahren der eigenen Selbstwirksamkeit des Jugendlichen und der Möglichkeit sich aktiv zu beteiligen und dabei etwas zu leisten, was in dieser Form von Erwachsenen nicht geleistet werden kann. Letztendlich sind dadurch mit den erwünschten Zielen bei den Peers, auch Ziele und Effekte im Umfeld der Peers verbunden. Dies impliziert, dass Personen im unmittelbaren Lebensumfeld der Jugendlichen, wie zum Beispiel Eltern oder Lehrer von den Projekten durch Informationszuwachs oder der Sensibilisierung für jugendspezifische Belange profitieren. Auch auf der Ebene der Öffentlichkeit kann durch Peer Involvement-Projekte ein erweitertes Gehör für das Thema Jugend und Sucht geschaffen werden (Kahr

1999, 76). Es gilt Maßnahmen zur Früherkennung zu verbreiten und jugendspezifische Einrichtungen wie Jugendzentren oder Schulen zu nutzen, um wirksam präventiv zu arbeiten.

5.4 Exkurs: Suchtprävention und Peer Involvement in der Schule

Abschließend soll hier exemplarisch auf einen möglichen Ort der Verankerung von Peer Involvement-Projekten eingegangen werden. Die Schule stellt dabei einen Ort dar, mit dem schon einige Erfahrungen in Hinblick auf Peer Involvement gesammelt werden konnten. Darüber hinaus verfügt sie über einige für Peer Involvement förderliche Bedingungen die sonst kaum an anderen Orten anzutreffen sind. Selbstverständlich können Peer Involvement-Projekten jedoch auch an jedem anderen Ort verankert werden oder eigenständig ohne die Anbindung an einen speziellen Ort implementiert werden.

Die Schule bietet sich für suchtpreventive Maßnahmen an, da sie den Ort darstellt, an dem alle Kinder und Jugendliche nach Alter unterteilt zusammengeführt werden und damit auch erreichbar sind. Jedes Kind in Deutschland besucht in der Regel zehn Jahre oder länger die Schule und steht damit im Einflussbereich dieser. Zusätzlich stellt die Schule den zentralen Ort für die Zusammenkunft von Gleichaltrigen dar: hier werden Freundschaften geschlossen, Peer-Groups gebildet und für einige Jugendliche hat das Zusammentreffen mit Gleichaltrigen in der Schule eine größere Bedeutung, als die Vermittlung der Lehrinhalte. An der Schule werden Werte, Normen und Konventionen vermittelt und Jugendliche verbringen hier die meiste Zeit (Schmidt 1998, 121). In der Schule kommen Kinder und Jugendliche auch in Kontakt mit dem Thema Sucht und Drogen. In den Pausen wird geraucht, auf Klassenfahrten werden Alkohol und Drogen konsumiert, auf dem Schulhof wird mit Drogen gehandelt usw. Dies spricht dafür, die Schule als wichtige Sozialisationsinstanz für Prävention und Gesundheitserziehung zu nutzen.

Generell sollte Suchtprävention in der Schule auf zwei Ebenen stattfinden. Sie sollte persönlichkeitsstärkende Maßnahmen, wie zum Beispiel das Stärken von Selbstwert, und strukturelle Maßnahmen, wie zum Beispiel die Gestaltung von Schulhöfen beinhalten. Allerdings scheint die Schule ihr mögliches Potential in der Suchtprävention noch nicht auszuschöpfen. Drogenberatungslehrer und -lehrerinnen sind zwar

an vielen Schulen vorhanden, ihre Arbeit ist aber auch zahlreichen Gründen, wie zum Beispiel Personalknappheit, meist auf Kriseninterventionen in Einzelfällen beschränkt und erreicht so nur einen geringen Teil der Schüler und Schülerinnen (Lammel 2003, 238). Langfristige Angebote und solche, die viele Jugendliche erreichen, haben zwar in den letzten Jahren zugenommen, sind jedoch immer noch Mangelware. Es besteht der Bedarf, Suchtprävention stärker als bisher in eine grundlegende Schulreform einzubinden (Lammel 2003, 255). Dies bedeutet jedoch auch, dass sich bestimmte Strukturen in der Schule verändern müssen. Verantwortung muss an Jugendliche abgegeben werden und die Rolle des Lehrers und der Lehrerin wird offener und weniger auf das reine Lehren beschränkt. Dies beinhaltet unter anderem einen Machtverlust für die Lehrer und Lehrerinnen und einen Zuwachs an Handlungsspielräumen für die Schülerinnen und Schüler. Die Schule könnte durch eine stärkere Verankerung präventiver Maßnahmen und der Förderung von sozialen und gesundheitlichen Kompetenzen und Ressourcen dazu beitragen, dass Jugendlichen auch unabhängig von dem Erlernen klassischer Lerninhalte, Möglichkeiten eröffnet werden, sich zu beteiligen und sich über Dinge zu informieren, die ihre aktuelle Lebenswelt betreffen. Die Teilnahme als Peer an einem Präventionsprojekt ist nicht an klassische schulische Leistungen gebunden und hier sind vielleicht auch gerade solche Jugendliche gefragt, die durch ihre Rolle als Meinungsführer besonders im sozialen Bereich kompetent sind, dies aber im klassischen Schulsetting bisher nur wenig nutzen konnten. Hier kann in Peer Involvement-Projekten besonders auch schwächeren Schülern und Schülerinnen Gelegenheiten angeboten werden, sich als kompetent darzustellen und zu erleben.

Peer Involvement kann eine Möglichkeit sein, Präventionsprojekte an Schulen ins Leben zu rufen und möglichst langfristig zu verankern. Hier können auf der Basis eines regelmäßigen Kontaktes die Beziehungen der Schüler und Schülerinnen untereinander ebenso genutzt werden, wie das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern (Schmidt 1998, 121). Zu beachten ist jedoch, dass verschiedene Schulformen unterschiedliche Konsumformen, -motive und -konsequenzen aufweisen (Schmidt 1998, 123). Präventionsprojekte sind also auch hier jeweils an den vorhandenen Bedarf und an die bestimmte Schule mit ihren lokalen Besonderheiten anzupassen. Lammel weist darauf hin, dass bisher an Schulen fast ausschließlich Primärprävention betrieben wird (2003, 240), besonders an weiterführenden Schulen scheint es jedoch wichtig, auch sekundärpräventive Angebote einzurichten, da ein Teil aller Jugendlichen kritische Konsummuster aufweist, bei denen primärpräventive Maßnahmen nicht mehr ausreichend sind.

Wesentliche Voraussetzung für die Verankerung von Peer Involvement-Programmen an Schulen scheint unter anderem eine Qualifizierung der Lehrerinnen und Lehrer zu sein. Zusätzlich scheint eine Vernetzung der Schule mit anderen Institutionen hilfreich, um eventuelle Schwellen beim Zugang zu weiterführenden Hilfen abzubauen.

Ein mögliches neues Potential für Verankerung von Präventionsprojekten an der Schule besteht in der Absicht den Ganzttag an möglichst vielen, auch weiterführenden Schulen auszubauen. Besonders in der Ganzttagsschule ergeben sich noch mehr Möglichkeiten, neben Unterrichtsinhalten auf die Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler einzugehen und dem umfassenden Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule gerecht zu werden und so auch einen Beitrag zur Suchtprävention zu leisten.

6. Theoretischer Hintergrund

Im Folgenden werden einige Theorien und Begründungszusammenhänge dargestellt, die das theoretische Fundament für Peer Involvement-Ansätze bilden können, wobei mehrere Aspekte aus verschiedenen theoretischen Ansätzen zur Erklärung herangezogen werden können. Hier liegt der Schwerpunkt auf entwicklungspsychologisch fundierten Aussagen über das Jugendalter. Daneben wird auf das Modelllernen, die Theorie der sozialen Impfung, die Gemeindepsychologie, die Theorie der Diffusion von Informationen und abschließend auf die Jugendsprache eingegangen.

6.1 Die Entwicklungspsychologie

Das Jugendalter wurde und wird zum Teil heute noch, vielfach als eine Übergangsphase (Transition) zwischen Kindheit und Erwachsenenalter beschrieben, wobei häufig das Erwachsenenalter als Zielpunkt der Entwicklung aufgefasst wird. Heute dient die Jugend aber nicht mehr nur noch der Vorbereitung auf das Erwachsenenalter, sondern lässt auch Raum für eigenständige Interessen und Betätigungen und stellt eine eigenständige Entwicklungsphase dar. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Jugendphase mehr und mehr ausgedehnt und erstreckt sich heute vom ca. 11. bis zum 21. Lebensjahr (Steinberg 1993 zit. n. Oerter&Dreher 2002, 259). Der Beginn der Adoleszenz ist mit dem körperlichen Eintreten der Pubertät relativ

klar eingrenzbar, das Ende lässt sich jedoch nicht durch Altersmarken festlegen, sondern eher anhand der Lösung von Entwicklungsaufgaben, der Identitätsentwicklung oder der Übernahme von Selbstbestimmung und bestimmten gesellschaftlichen Rollen. Wobei es durchaus sein kann, dass sich in einigen Lebensbereichen, zum Beispiel in der Freizeitgestaltung, noch jugendtypische Verhaltensweisen bis zum Ende des zweiten Lebensjahrzehnts oder länger zeigen können, während in anderen Bereichen bereits Erwachsenenstatus erreicht wurde.

Die Gleichaltrigengruppe spielt in der Adoleszenz eine besondere Bedeutung und ihr werden zahlreiche wichtige Aufgaben und Funktionen für die Entwicklung des Jugendlichen zugeschrieben. Im Rahmen der theoretischen Begründung des Peer Involvement-Ansatzes spielt sie eine herausragende Rolle, weshalb im Folgenden auf die Besonderheiten des Jugendalters und damit eng verbunden, auf die Besonderheiten der Peer-Beziehungen eingegangen werden soll.

6.1.1 Die Gleichaltrigen

Der Begriff ‚Gleichaltrigengruppe‘ wird im deutschen oft synonym mit dem Begriff der ‚peers‘ oder ‚Peer-Group‘ aus dem englischen verwendet. ‚Peers‘ sind ursprünglich die ranggleichen Angehörigen des britischen Hochadels, die das Oberhaus bilden. Der englische Begriff ‚peer‘ bedeutet ‚gleichrangig‘ und wird heute des Öfteren mit ‚gleichaltrig‘ übersetzt. Die Merkmale der Mitglieder einer Peer-Group gehen aber über die Bedeutung des gleichen oder ähnlichen Alters hinaus und verweisen unter anderem auf eine ähnliche Lebenssituation, ähnliche Bedürfnisse und Interessen, relative Gleichberechtigung und einen ähnlichen Rang und Status. Glück weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass in Gleichaltrigengruppen eine altersmäßige Spanne von bis zu sieben Jahren möglich ist (1998, 58). Erstmals wurde der Begriff ‚peer‘ im Sinne der heutigen Bedeutung von Gleichaltrigengruppe 1934 in einem Bericht über eine amerikanische Studie verwendet (Naudascher 2003, 119).

Die Peer-Group soll hier verstanden werden, als „eine Gruppe von Jugendlichen etwa gleichen Alters, weit gehend gleicher Gesinnung und meist auch aus der gleichen sozialen Schicht. Diese sich meist spontan bildende und auch verändernde Gruppe, kann sowohl als Clique in verschiedenen Settings auftreten als auch als Gruppe von Menschen, die der gleichen jugendsoziologischen Szene angehören“ (Kern-Scheffeldt 2005, 3). Die Begriffe Gleichaltrigengruppe und Peer-Group werden hier synonym verwendet.

Die Gleichaltrigengruppe als Lernfeld hat in der Moderne stark an Bedeutung gewonnen. Als ein Grund dafür kann die Expansion des Bildungswesens gesehen werden, da durch das Zusammenführen von Kindern und Jugendlichen in Altersjahrgängen und der Verlängerung der Ausbildungszeiten ein großes Kontaktfeld entstanden ist (Fend 2003, 304). Zusätzlich kann die Familie als ‚unvollständiges Curriculum‘ (ebd.) heute nicht mehr alle Aufgaben erfüllen, die für eine gelungene Entwicklung nötig sind, so dass die Gruppe der Gleichaltrigen neben der Familie den wichtigsten Sozialisationskontext von Jugendlichen darstellt und die Jugend zunehmend zu ihrer eigenen Bezugsgröße wird.

Die Struktur von Peerbeziehungen

Peerbeziehungen sind in der Regel durch ein symmetrisches Verhältnis zueinander gekennzeichnet. Das bedeutet, dass im Vergleich zu dem Verhältnis zwischen Erwachsenen und Jugendlichen in der Regel keine der beiden Seiten über ein deutliches Übergewicht an Können, Erfahrung und Ressourcen verfügt und das Verhältnis durch Kooperation und Egalität gekennzeichnet ist (Krappmann 1996, 101). So besteht zwischen Gleichaltrigen kein institutionalisiertes Machtgefälle wie zum Beispiel in der Schule zwischen Lehrern und Schülern. Durch den verwandten Entwicklungsstand besteht meist eine geringe Lebensstildifferenz, durch die es zu einem leichteren, schnelleren und vollständigerem Verständnis zwischen Gleichaltrigen kommen kann als zwischen Erwachsenen und Jugendlichen (Salisch & Seiffge-Krenke 1996). Zudem sind die Beziehungen zwischen Gleichaltrigen nicht automatisch gegeben, wie zum Beispiel die zwischen Eltern und Kind, sondern müssen erarbeitet werden und beinhalten keine Zielvorgaben. Die Beziehungen sind in der Regel freiwillig und können jederzeit beendet werden. In der Gruppe der Gleichaltrigen werden die Jugendlichen als vollwertige Mitglieder mit vollen Rechten und Pflichten wahrgenommen. Besonders in den für die Jugend sehr wichtigen Bereichen Freizeit und Konsum gibt es mehr Möglichkeiten für Partizipation, beziehungsweise eigenständigen Entscheidungen. Hier werden Jugendliche als autonomer und selbständiger wahrgenommen. Den Status als Minderjährige, die noch nicht voll in gesellschaftliche Partizipationsbereiche eingliedert sind, bekommen sie hier nicht so stark zu spüren, wie zum Beispiel im Leistungsbereich (Hurrelmann 2004, 135).

Gleichaltrige haben aufgrund der besonderen Struktur der Beziehung mehr Einsicht in, und Verständnis für Probleme und Sorgen anderer Gleichaltrige, als Erwachse-

ne. Diese bewerten manche Probleme aus ihrer Lebenserfahrung heraus als weniger gravierend und können bestimmte Sachverhalte nicht (mehr) nachvollziehen, so dass den Jugendlichen das Gefühl vermittelt wird, nicht ernst genommen oder auch nicht verstanden zu werden. Die Mitglieder einer Peer-Group sind mit vergleichbaren Schwierigkeiten konfrontiert und können sich gegenseitig besser verstehen und unterstützen. Sie bieten einen Pool von verschiedenen Lösungsmodellen und können so einander kompetente Helfer in Entwicklungsprozessen sein (Kern-Scheffeld 2005, 3).

6.1.2 Die Funktionen der Gleichaltrigengruppe

Die Gleichaltrigengruppe erfüllt in der Adoleszenz eine Reihe von spezifischen Funktionen, die von der Familie oder Erwachsenen nicht erfüllt werden können. Sind Jugendliche heute nur mangelhaft oder gar nicht in Peer-Beziehungen eingebunden oder haben keine Freunde, so kann das auf ein Defizit in der Entwicklung hinweisen. Der Gleichaltrigengruppe kann somit heute eindeutig ein entwicklungsförderliches Potential zugesprochen werden und die ohne äußere Intention ablaufende Peer-Sozialisation ist nicht ersetzbar. „Es erfolgt eine automatisch in der Gruppe stattfindende Sozialisation partiell hinter dem Rücken der Akteure, die sehr viel tiefere persönlichkeitsstiftende Spuren hinterlässt als jede intentional gesteuerte Erziehung“ (Bauch 1999, 8-9).

Die Gleichaltrigengruppe bietet auf Grundlage der oben genannten spezifischen Beziehungsstruktur einen wichtigen Schutz- und Übergangskorridor zwischen dem kleinen geschützten Familienleben und der ‚großen Welt‘ mit zahlreichen und unterschiedlichen Anforderungen. Dabei kann die Gleichaltrigengruppe Aufgaben und Funktionen übernehmen, die die Familie nicht mehr erfüllen kann. So stellt sie eine gesellschaftliche ‚Probephöhne‘ dar und bietet den sozialen Freiraum für die Erprobung neuer Möglichkeiten im Sozialverhalten oder das Austesten von unterschiedlichen Rollen (Oerter & Dreher 2002, 310). In den Aktivitätsbereichen der Peer-Group können eigenständig Entscheidungen getroffen und Verantwortung übernommen werden, wobei die Gleichaltrigengruppe über eine gewisse Fehlertoleranz verfügt, die in anderen gesellschaftlichen Bereichen so nicht vorhanden ist.

Im Folgenden wird exemplarisch auf einige Bereiche eingegangen, in denen die Gleichaltrigengruppe in der Adoleszenz eine besondere Rolle spielt und durch sie wichtige Fähigkeiten und Kompetenzen erworben werden. Hierbei stehen Aufgaben

und Funktionen im Vordergrund, die besonders bedeutsam für die Entwicklung des Jugendlichen sind und die zum besseren Verständnis der Wirkweise von Peer Involvement beitragen.

Aushandlungen

Die Beziehung unter Gleichaltrigen beruht wie oben dargestellt auf einer symmetrischen Grundlage. Dies ist wesentlich für Aushandlungen und Streit unter Kinder und Jugendlichen, da diese ihre Vorhaben in der Regel mit gleichen Mitteln aushandeln und auf eine gleichberechtigte Mitsprache und eine gleiche Verteilung von Vorteilen und Lasten bestehen. Dadurch können beide Interaktionspartner gleichermaßen Einfluss auf den Fortgang der Interaktion nehmen. Werden Kinder oder Jugendliche vor ein neues Problem gestellt, müssen sie selbst eine gemeinsame Lösung erarbeiten, was eventuell nur durch eine kognitive Weiterentwicklung möglich ist. Diese Anregung im kognitiven und auch sozialen Bereich führt zum Erlernen von Konfliktlösungsstrategien oder Kompromissbereitschaft. Die emotionale Verbundenheit fördert eine erfolgreiche Lösung des Konfliktes, wenn an der Weiterführung der Beziehung Interesse besteht. Besonders Piaget hat dies und die Herausbildung der autonomen Moral aufgrund der Symmetrie der Beziehung dargestellt (vgl. dazu Piaget 1990). Youniss hat das Konzept Piagets um den Begriff der ‚Reziprozität‘ erweitert, wobei die ‚symmetrische Reziprozität‘ als ein Kernelement der Beziehung zwischen Gleichaltrigen die Wechsel- und Gegenseitigkeit herausstellt und betont. Im Gegensatz zur komplementären Reziprozität, bei der die Interaktion von einem Partner stärker gelenkt wird, wie zum Beispiel zwischen Eltern und Kindern, stellt die symmetrische Reziprozität die Gleichberechtigung in den Vordergrund.

Ablösung vom Elternhaus

Die Gleichaltrigengruppe stellt ein Gegengewicht und Gegenmodell zur Eltern-Kind-Beziehung dar und macht einen anderen Typus von Gleichberechtigung und Anerkennung erfahrbar (Rendtorff 2003,142). Sie unterstützt den Jugendlichen bei der Ablösung vom Elternhaus, in dem sie ihm emotionale Geborgenheit gewährt (Oerter & Dreher 2002, 310) und die Kernbedürfnisse nach Zugehörigkeit und Akzeptanz befriedigt. Auch hilft sie das Gefühl der Einsamkeit zu überwinden, das bei vielen Jugendlichen aufgrund der einsetzenden Selbstreflexion und der Erkenntnis der Einmaligkeit, einsetzt (ebd.). Insgesamt löst die Gleichaltrigengruppe die Familie

jedoch nicht komplett ab, sondern beide Einflüsse ergänzen sich wechselseitig und haben ihre Schwerpunkte in unterschiedlichen Bereichen.

Identitätsentwicklung

Die Herausbildung der Identität als eine zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters wurde besonders von Erik H. Erikson differenziert untersucht und dargestellt und soll hier nur kurz angerissen werden.

Die Identitätsentwicklung kann von der Gleichaltrigengruppe unterstützt werden, indem sie Identifikationsmöglichkeiten oder den Zusammenschluss zu einer lebensstilspezifischen Peer-Group anbietet. Innerhalb des Gruppengeschehens gibt es Möglichkeiten zur Selbstdarstellung und die wechselseitige Rückmeldung von Verständnis, Vertrauen und Verlässlichkeit und der generell offene Austausch unter Gleichaltrigen kann die Identität stabilisieren und die Entwicklung eines realistischen Selbstbildes fördern. Die Gleichaltrigengruppe stellt einen geschützten Rahmen dar, in dem Identitäten und Selbstbilder ausprobiert werden können und die noch fehlende Selbstsicherheit durch die Geborgenheit der Gruppe ersetzt wird, die eine provisorische Identität darstellen kann (Fend 2003, 309).

Sozialverhalten

Auch zur Entwicklung des Sozialverhaltens kann die Gleichaltrigengruppe beitragen. So stellt sie ein unersetzbares Übungsfeld dar, um Prinzipien der Gegenseitigkeit, der Perspektivenübernahme, des Aushandelns und des Gebens und Nehmens zu lernen und einzuüben. Besonders in Freundschaften wird geübt wie Beziehungen aufgenommen, gepflegt und gegebenenfalls auch wieder beendet werden. Fend weist darauf hin, dass in diesem Erfahrungsfeld prosoziale Motivation eingeübt wird (2003, 309). Dazu gehört beispielsweise die moralische Regulierung des Handelns, die Bereitschaft und Fähigkeit zu hilfreichem Handeln und die Übernahme von Verantwortung für sich und andere (ebd.). Das gemeinsame Agieren in der Gruppe und der gemeinsame Austausch über jugendspezifische Themen dient als Möglichkeit zum Üben von Diskussionen aber auch zum Finden eines gemeinsamen Konsens oder zum Finden von Kompromissen, in denen verschiedene Ansichten berücksichtigt und Wertmaßstäbe entwickelt werden, die für alle Beteiligten in gleicher Weise gelten (Salisch & Seiffge-Krenke 1996).

Peer-Group und Freundschaft

Zu unterscheiden ist generell der Einfluss von Peer-Groups und der von Freunden. Enge Freunde haben in der Regel einen größeren aber zum Teil auch anders gelagerten Einfluss. Besonders mit ansteigendem Alter spielen sie eine zunehmend wichtigere Rolle und der beste Freund oder die beste Freundin wird im Jugendalter zu der am höchsten bewerteten Beziehung. Hierbei spielt das Bedürfnis nach Intimität und das Mitteilen von Gedanken und Gefühlen und der Basis gegenseitigen Vertrauens eine zentrale Rolle. Hier können Probleme offen gelegt werden, ohne dass gesellschaftliche Sanktionen oder Prestigeverlust zu befürchten ist. Freundschaften werden durch Aktivitäten mit der Peer-Group ergänzt und beide Beziehungssysteme befriedigen andere psychische Bedürfnisse des Jugendlichen. Der Einfluss der Peer-Group ist generell in der mittleren Adoleszenz am größten. Freundschaften spielen besonders in der späten Adoleszenz eine wichtige Rolle und werden im frühen Erwachsenenalter oft durch den Einfluss eines Partners ergänzt.

Im Zusammenhang mit Peer Involvement-Programmen stellt sich die Frage, ob der Einfluss von Meinungsführern tatsächlich so groß ist, wie er immer dargestellt wird. Vielleicht spielt die Meinung und das Verhalten von engen Freunden auch in Bezug auf den Konsum von Drogen eine große Rolle, die in Peer Involvement-Projekten bisher vernachlässigt wurde. Besonders ab einem gewissen Alter sollte dieser Einfluss und möglicherweise auch der Einfluss eines Partners nicht vernachlässigt werden. Jedes Projekt sollte durch die genaue auch altersmäßige Eingrenzung der Zielgruppe überprüfen, ob der Einsatz von Meinungsführern und Meinungsführerinnen sinnig ist oder andere Zugangswege zur anvisierten Zielgruppe effektiver sind.

Risiken

Letztendlich stellt die Gleichaltrigengruppe jedoch nicht nur ein positives Entwicklungspotential dar, sondern sie kann durch ihre Dynamik und besondere Bedeutung unter bestimmten Voraussetzungen auch die Entwicklung beeinträchtigen oder gefährden. So können Gleichaltrigengruppen deviantes Verhalten initiieren und unterstützen. Dazu zählen zum Beispiel substanzmittelbezogene Risikoverhaltensweisen wie Alkohol- und Drogengebrauch oder auch Gewalt- oder Diebstahlsdelikte, die zumeist in der Gruppe begangen werden. Auch Mutproben in Form von Verhaltens-

weisen, wie ‚Straßenbahn-Surfen‘, ‚Gleisroulette‘⁵ usw. treten zwar nicht gehäuft auf. Wenn sie auftreten, dann aber meist im Zusammenhang mit Gleichaltrigen-Gruppen auf. So weist Stoner (1961) auf das ‚Risky-Shift-Phänomen‘ hin, welches beschreibt, dass kollektiv von Gruppen gefällte Entscheidungen riskanter ausfallen, als die Entscheidungen jedes einzelnen Gruppenmitgliedes. Hier scheint besonders das männliche Geschlecht anfällig für den negativen Einfluss der Peer-Group zu sein und männliche Jugendliche schließen sich eher zu devianten Gruppen zusammen.

Freundeskreise können auch aufgrund des Zuwachses äußerer Normerwartungen und Anforderungen einen Belastungsfaktor darstellen (Lammel 2003, 139). Gruppendruck, Zwang, Stigmatisierung oder auch Aggression können durchaus Bestandteil des Gruppenlebens sein. So weist Hurrelmann darauf hin, dass bis zu 10 % aller Jugendlichen Opfer von Aggressionen und Stigmatisierung in ihrer Gruppe sind (Hurrelmann 2004, 129).

Doch nicht nur das Mitgliedsein in einer Gleichaltrigen-Gruppe kann ein Risiko darstellen, auch die Ablehnung und fehlende Einbindung kann zu Problemen in der Entwicklung führen. Der Status als Außenseiter kann für einen Jugendlichen psychisch sehr belastend sein und verhindert die Entwicklung der in Interaktion mit anderen Jugendlichen sich herausbildenden positiven Effekte, wie zum Beispiel die Verfeinerung der Sozialkompetenzen. Andererseits zeigen isolierte Jugendliche die stärkste Erwachsenenorientierung und somit wenig Tendenzen zu abweichendem Verhalten. Gleichzeitig leiden sie aber auch unter einem niedrigeren Selbstwertgefühl (Oerter & Dreher 2002, 314), was wiederum einen Risikofaktor darstellen kann.

Schlussfolgerungen

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Gleichaltrigen-Gruppe in der Adoleszenz eine sehr wichtige Bezugsgröße für den Jugendlichen darstellt. Sie stellt das zentrale Feld für Spaßhaben dar und vermittelt aus sich heraus wichtige Kompetenzen und Fähigkeiten und fördert den Jugendlichen auf seinem Schritt zum Erwachsenwer-

⁵ Eine Form der Mutprobe, bei denen Kinder und Jugendliche sich auf Bahngleise stellen und erst kurz bevor der Zug sie erreicht hat, von den Gleisen springen. Am „mutigsten“ ist derjenige, der am längsten stehen bleibt.

den. Ebenso kann sie ein Gefährdungspotential darstellen, in dem sie Risikoverhalten, wie Drogenkonsum initiiert und fördert.

Möchte man Jugendliche in Präventionsprojekten verstärkt erreichen, stellt die Gleichaltrigengruppe somit aufgrund ihrer entwicklungspsychologisch relevanten Rolle eine gute Basis dafür dar. Da durch das Agieren in der Gleichaltrigengruppe sowohl Grundsteine für die Entwicklung von Problembewältigungsmöglichkeiten geschaffen werden, als auch der Einstieg ins Risikoverhalten erfolgt, erscheint es sinnvoll hier anzusetzen und die positiven Potentiale verstärkt zu nutzen und in den Vordergrund zu stellen.

6.2 Das Modelllernen

Für Peer Involvement-Ansätze ist die soziale Lerntheorie und insbesondere das Modelllernen relevant, weil sie begründen warum durch Peer Involvement und den Einsatz von Gleichaltrigen dazu beigetragen werden kann, gesundheitsförderliches Verhalten unter Jugendlichen bekannt zu machen und zu verbreiten.

Albert Bandura entwickelte in den siebziger Jahren die Soziale Lerntheorie, nach der bei der Entwicklung sozialer und anderer Kompetenzen das Modelllernen eine entscheidende Rolle spielt. Bandura versteht unter Modell- oder Beobachtungslernen den Erwerb oder die Veränderung von Verhaltensweisen durch Beobachtung eines Modells, wobei das Modell real (im Sinne einer Person) oder auch symbolisch (zum Beispiel als Text) gegeben sein kann (Appel 2001, 57). Beobachtung und Imitation anderer ermöglicht zusätzliches Lernen und die Stabilisierung von Verhalten, ohne eigene Erfahrungen sammeln zu müssen. Verhaltensmöglichkeiten können allein per Beobachtung erworben, das heißt kognitiv gespeichert werden. Es werden hierbei vier Phasen des Beobachtungslernens unterschieden:

1. Die Aufmerksamkeitszuwendung (auf das Modell-Verhalten),
2. die Behaltensphase (Speicherung des Verhaltensschemas),
3. die Reproduktionsphase (das Verhalten wird praktiziert) und
4. die motivationale Phase (der Effekt des Verhaltens wird ausgewertet und die Bereitschaft entwickelt, das Verhalten zu wiederholen oder nicht zu wiederholen) (Weidenmann 2001, 1004-1005).

Die Aufmerksamkeit des Beobachters und die Frage, ob das beobachtete Verhalten nach der zweiten Phase selbst ausgeführt wird, hängt von verschiedenen Bedingungen ab. Dies sind unter anderem die wahrgenommenen Eigenschaften des Mo-

dells, die kognitiven Fähigkeiten und Eigenschaften des Beobachters und die Beziehung zwischen Beobachter und Modell (Appel 2001, 61). Als wirksame Modellmerkmale sind vor allem die Attraktivität, die wahrgenommene Ähnlichkeit zum Modell, eine positive Beziehung und die Einschätzung des Modells als kompetent, zu nennen. Die Merkmale eines Modells können Aufschluss darüber geben, welche Konsequenzen mit dem gezeigten Verhalten verbunden sind.

Gleichaltrige fungieren im Alltag in vielen Bereichen als Modelle füreinander. Sie stellen im Jugendalter die Bezugs- und Vergleichsgröße dar, weshalb sie als Modelle besonders wirksam sind. Dieser grundlegende Prozess soll im Rahmen von Peer Involvement-Ansätzen dazu genutzt werden, Informationen und gesundheitsrelevantes Verhalten weiter zu tragen. Die Verteilung von Informationen durch Jugendliche, die ähnlich gekleidet sind, einen ähnlichen Sprachstil aufweisen und ähnliche Interessen und Probleme haben, scheint effektiver zu sein, als durch Erwachsene, die zwar in bestimmten Bereichen größere Kompetenzen aufweisen, aber insgesamt weiter von der Lebenswelt der Jugendlichen entfernt sind. Zusätzlich wollen Jugendliche sich in dieser Lebensphase eher von Erwachsenen differenzieren und fühlen sich von diesen unverständlicher als von anderen Gleichaltrigen.

Gleichaltrige und hier insbesondere Meinungsführer und Meinungsführerinnen weisen einige Eigenschaften auf, die als besonders förderlich im Sinne des Modelllernens angesehen werden können. So werden sie aufgrund eines gleichen Entwicklungsstandes und einem vergleichbaren Alter als ähnlich erlebt. Darüber hinaus werden jugendliche Meinungsführer und Meinungsführerinnen von anderen Jugendlichen als attraktiv und bewundernswert empfunden, da sie über besondere Kompetenzen verfügen, denen oft nachgeeifert wird. Die gute Stellung dieser Jugendlichen in der Gruppe zeigt anderen Jugendlichen, dass das bei den Meinungsführern beobachtete Verhalten positive Konsequenzen nach sich zieht.

Da Drogenkonsum unter anderem ebenfalls über Imitation und soziale Verstärkung in der Peer-Group erlernt und stabilisiert wird, können auch für das Gesundheitsverhalten relevante soziale Fähigkeiten, wie zum Beispiel die Fähigkeit des Ablehnens eines Drogenangebots, in der Peer-Group durch das Beobachten entsprechender Modelle herausgebildet werden. Gleichaltrige als Modelle können dabei sowohl den Prozess der Verhaltensaneignung, als auch die Ausführung des gelernten Verhaltens unterstützen.

Bei Peer Involvement-Programmen ist folglich im Sinne des Modelllernens darauf zu achten, dass sich die Adressaten mit den Peers identifizieren können. Hierbei empfiehlt sich der Einsatz mehrerer Modelle, besonders auch beider Geschlechter, damit eine möglichst große Wahrscheinlichkeit besteht, dass sich Jugendliche aus der Zielgruppe mit mindestens einem jugendlichen Peer als ähnlich empfinden können.

Insgesamt stellt das Modelllernen im Gegensatz zu aktiven Beeinflussungsversuchen der Gleichaltrigengruppe wie Konformitätsdruck, eine eher passive Form der Einflussnahme dar (Appel 2001, 66). Modelllernen geschieht eher nebenbei und erfordert keinen bewussten Lernprozess und bietet sich dadurch für Präventionsprojekte an.

6.3 Die Theorie der sozialen Impfung

Diese von W.J. McGuire entwickelte Theorie beschäftigt sich mit dem Grundgedanken, dass die Widerstandsfähigkeit gegen sozialen Druck gestärkt werden kann, wenn zuvor eine Konfrontation mit geringen Stressdosierungen stattgefunden hat. Durch die Konfrontation soll eine „Immunsierung“ gegenüber negativen Einflüssen erreicht werden (Kleiber et al. 1998, 13).

Auf Peer Involvement-Ansätze bezogen bedeutet dies, dass Jugendliche durch die Auseinandersetzung mit schwierigen Situationen oder Themen, die Möglichkeit bekommen, Argumentations- und Handlungsstrategien auszuprobieren und zu entwickeln, um in späteren Situationen sicherer reagieren zu können:

„Die in der Peer Group realisierte Konfrontation mit schwierigen Situationen (z.B. Gespräche über Kondomverwendung) ermöglichen möglicherweise, in späteren Situationen, Gruppendruck zu widerstehen und gegenüber negativen sozialen Einflüssen resistent zu werden, indem vorab Handlungsalternativen erörtert und durchgespielt wurden“ (Kleiber et al. 1998, 13).

In Bezug auf Drogenkonsum bedeutet dies, dass durch eine Aufklärung über Wirkung und Risiken von Drogen, möglichst vor dem ersten Kontakt mit diesen, sozialem Druck besser widerstanden werden kann und die Jugendlichen gegen diesen ‚geimpft‘ sind. Durch informelle Gespräche und Diskussionen in der Peer-Group können Pro- und Kontraargumente gesammelt und gegeneinander abgewogen werden. Hier stellen die Peers als informierte und kritische Gleichaltrige ein positives Rollenvorbild dar.

In Peer Involvement-Projekten findet genau diese notwendige intensive Auseinandersetzung einem bestimmten Thema statt. Scheinbar gegebene Fakten und Geläufigkeiten werden kritisch hinterfragt und die Jugendlichen werden darin bestärkt, sich gegen Gruppendruck durchzusetzen.

6.4 Die Gemeindepsychologie

Die Inhalte und Grundgedanken der Gemeindepsychologie können ebenfalls als theoretische Grundlage für die Wirksamkeit von Peer Involvement-Ansätzen herangezogen werden. Die persönlichen und sozialen Ressourcen des Menschen und ihr Lebenskontext werden im gemeindepsychologischen Ansatz zum Ausgangspunkt für die Förderung von Gesundheit, die Bewältigung von Krisen und sozialen und gesundheitlichen Einschränkungen gemacht.

Das natürliche soziale Netzwerk ist gerade für Kinder und Jugendliche von zentraler Bedeutung für ihre Entwicklung. Hier lernen sie Freunde kennen, gestalten ihre Freizeit, werden mit Anforderungen der Außenwelt konfrontiert oder haben die Möglichkeit zur Beteiligung am gesellschaftlichen Leben. Vorhandene soziale Netzwerke stellen die Voraussetzung für die Bewältigung alltäglicher Belastungen, Anforderungen und Herausforderungen dar, sind wichtig für das psychische Wohlbefinden und die soziale Integration (Kleiber et al. 1998, 13). Aus diesen Gründen sollte der Förderung sozialer Beziehungsnetzwerke hohe Priorität zu kommen.

Im Sinne des Peer Involvements soll besonders das bestehende Netz aus Gleichaltrigen zur Unterstützung und Stärkung genutzt werden und so letztendlich präventiv wirken. Des Weiteren kann das soziale Netz der Jugendlichen erweitert werden, indem beispielsweise weitere Unterstützungsmöglichkeiten im direkten Umfeld der Jugendlichen entdeckt werden. Peer-Ansätze bieten damit eine Chance für die Verbesserung und Stabilisierung des eigenen sozialen Unterstützungsnetzes und sind gut dazu geeignet gesundes Verhalten zu fördern und aufrechtzuerhalten (BZgA 2002, 132). Peer Involvement wird dadurch der Forderung nach möglichst niedrigschwelliger Unterstützung im Lebensraum der Jugendlichen gerecht (Roth et al. 2003, 414).

In engem Zusammenhang mit der Gemeindepsychologie stehen der Empowermentgedanke und die generelle Frage nach der Partizipation von Jugendlichen am

gesellschaftlichen und öffentlichen Leben. Auf diese zwei Punkte wird deshalb hier näher eingegangen.

6.4.1 Partizipation

Partizipation sowohl im unmittelbaren Lebensumfeld als auch in institutionellen Systemen stellt einen wesentlichen Bestandteil der Demokratie dar. Beteiligungsmöglichkeiten sollten auch für Kinder und Jugendliche gegeben sein, denn sie haben ebenfalls ein Recht sich bei der Gestaltung ihrer Lebenswelt einzumischen und zu beteiligen. Doch wie sieht die Beteiligung Jugendlicher tatsächlich aus und besteht von Seiten der Jugendlichen überhaupt der Wunsch zur Beteiligung?

Die zunehmende Verlängerung der Jugendphase und insbesondere der Ausbildungszeit führt dazu, dass volle Mitsprache- und Entscheidungsrechte, sowie Anerkennung und Verantwortung, jungen Menschen heute zum Teil erst mit dem Eintritt in das Berufsleben und ökonomischer Selbständigkeit zugesprochen wird (Unger 2003, 505). Dies kann sich jedoch bis Mitte oder Ende des dritten Lebensjahrzehnts hinziehen. So gewinnen Jugendliche mehr und mehr den Eindruck, dass sie auf gesellschaftspolitische Entscheidungen keinen Einfluss nehmen können (Nörber 2003). Sie sehen die Möglichkeit der Beeinflussung gesellschaftlicher und politischer Prozesse und ihre eigenen Zukunftsperspektiven wenig optimistisch (Kleiber 1999, 4).

Es stellt sich die Frage, ob Jugendliche generell wenig am politischen und gesellschaftlichen Geschehen interessiert sind oder ob überhaupt vonseiten der Gesellschaft ausreichende und jugendspezifische Partizipationsmöglichkeiten bereitgestellt werden.

Besonders das Interesse an Politik ist unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen weiter rückläufig. So bezeichnen sich nur 30 % der 12- bis 25 Jährigen als politisch interessiert (Shell 2002, 21) und ein immer geringer werdender Anteil von Jugendlichen strebt nach traditionellen Formen politischer Beteiligung (Shell 2002, 46). Allerdings ist hieraus nicht der Schluss zu ziehen, dass Jugendliche und junge Erwachsenen generell an politischen und die Gemeinschaft betreffende Dinge uninteressiert sind: „Die öffentlich immer wieder erhobene Behauptung, Jüngere würden sich weniger engagieren und sich mehr egozentriert verhalten, wird durch alle verfügbaren Daten, vor allem auch durch die neueste empirische Jugendforschung eindeutig widerlegt“ (Keupp 2000, 49). Vielmehr nehmen die Jugendlichen heute eine stärker pragmatische Haltung ein, das heißt sie wollen praktische Probleme in

Angriff nehmen, die aus ihrer Sicht mit persönlichen Chancen verbunden sind (Shell 2002, 18). Der Schwerpunkt jugendlicher gesellschaftlicher Aktivität liegt somit in der jugendlichen Lebenssphäre und bei dem Einsatz für konkret bedürftige Zielgruppen (Shell 2002, 27). So sind 76 % der Jugendlichen zumindest gelegentlich gesellschaftlich aktiv, wenn es um solche Dinge geht (Shell 2002, 195).

Insgesamt ist bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen für gesellschaftliche Partizipation ein gutes motivationales Potential vorhanden (Keupp 2000, 18). Um dieses nutzen zu können, sind jedoch neue Rahmenbedingungen notwendig (ebd.). So steigt unter bestimmten Voraussetzungen das Engagement und die Bereitschaft von Jugendlichen Verantwortung zu übernehmen deutlich an. Hierzu gehören die Möglichkeiten selbst mitzubestimmen, eigene persönliche Erfahrungen einzubringen und Spaß zu haben (Nörber 2003). Eine zentrale Bedingung für Engagement im Rahmen von Organisationen ist für Jugendliche und junge Erwachsene, dass sie eine gewisse Glaubwürdigkeit ausstrahlen. „Für Jugendliche ist es wichtig, sich für eine Sache zu engagieren, die sie inhaltlich gut und richtig finden“ (Keupp 2000, 60). Gerade jüngere Menschen bevorzugen weniger stark institutionalisierte Formen der Solidarität, nach dem Leitbild von Freundeskreisen und Netzwerken, die Vertrauen vermitteln und soziale Nützlichkeit und Mitsprache- und Mitwirkungsmöglichkeiten bieten (Meier, zit. nach Keupp 2000, 46). Hierbei ist Jugendlichen wichtig, dass sie sich möglichst unmittelbar einbringen, eigene Kompetenzen weiterentwickeln und Kontakte knüpfen können (Shell 2002, 46). Jugendliches Engagement ist eher intrinsisch motiviert und es geht um die Entwicklung von Strukturen, die eine Mitverantwortung und Mitentscheidung besonders in Angelegenheiten, die das eigene Leben betreffen.

Insgesamt kann festgestellt werden, dass Jugendliche und junge Erwachsene durchaus motiviert sind, sich in gesellschaftlichen und sozialen Bereichen zu beteiligen und dies auch zum Teil schon aktiv tun. Hierbei dominieren jugendbezogene Angelegenheiten, das heißt der Einsatz für die eigenen, jugendspezifischen Interessen und für eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung (Shell 2002, 26), sowie die Aktivität bei punktuellen Events und Projekten stehen im Mittelpunkt jugendlichen Engagements (Shell 2002, 44).

Ein Bedarf nach mehr Beteiligung von Jugendlichen ist allerdings nach wie vor stark vorhanden. Hierbei geht es auch um die Einbindung von Jugendlichen in alltägliche Entscheidungen, die im unmittelbaren Lebensumfeld dieser getroffen werden. Auch hier gilt, dass Jugendliche Experten in eigener Sache sind und in vielen Bereichen

an Entscheidungen beteiligt werden müssen, damit sie sich als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft empfinden und eine größere Hinwendung zu jugendspezifischen Bedürfnissen stattfindet. Eine wesentliche Voraussetzung ist auch hier die Abgabe von Verantwortung an Jugendliche, besonders in Bereichen, die sie selbst betreffen.

Peer Involvement-Ansätze können eine Möglichkeit zur Partizipation darstellen. Sie bieten Jugendlichen die Chance in eigenen Angelegenheiten Kompetenzen zu erwerben und an andere Jugendliche weiterzugeben. Durch die Einbeziehung jugendlicher Vorschläge und Wünsche bei der Entwicklung von Peer Involvement-Programmen, können jugendliche Bedürfnisse und Meinungen mitberücksichtigt werden und die Jugendlichen können einen Schwerpunkt auf die Punkte setzen, die sie, und nicht die Erwachsenen, für wichtig erachten. Voraussetzung ist hier natürlich, dass die Programme gemeinsam von Jugendlichen und Erwachsenen entwickelt werden und die Jugendlichen nicht ausschließlich im Sinne der Erwachsenen instrumentalisiert und für schon vorher definierte ‚erwachsene‘ Ziele eingesetzt werden.

Basieren Peer Involvement-Ansätze auf einem gleichberechtigten und partnerschaftlichen Miteinander zwischen Erwachsenen und Jugendlichen, können sich für die Jugendlichen einige positive Effekte ergeben (vgl. Kapitel 5.3). So weist Keupp darauf hin, dass Personen, die sich bürgerschaftlich engagieren eine höhere Lebenszufriedenheit und einen positiveren Zukunftsbezug entwickeln (2000, 51). Zudem entspricht die Partizipation von Jugendlichen den gesetzlich im KJHG verankerten Forderungen nach Beteiligung: „Kinder und Jugendliche sind entsprechend ihrem Entwicklungsstand an allen sie betreffenden Entscheidungen der öffentlichen Jugendhilfe zu beteiligen.“ (§ 8 Abs.1) und „Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen“ (§ 11 Abs. 1). Auch den Forderungen danach, dass junge Menschen befähigt werden sollen, sich vor gefährdenden Einflüssen zu schützen und die Jugendlichen zu Kritikfähigkeit, Entscheidungsfähigkeit und Eigenverantwortlichkeit sowie zur Verantwortung gegenüber ihren Mitmenschen gelangen sollen (§ 14 Abs.2), kann durch Peer Involvement-Programme ein Stück weit Rechnung getragen werden.

Durch Partizipation von Jugendlichen findet eine Art Prävention statt, da bestimmte Problembereiche oder Interessen benannt werden und dadurch die Möglichkeit der Vorbeugung von Problemen und Schwierigkeiten besteht. Es findet eine Erweiterung von Kompetenzen und Spielräumen statt, in denen jugendliche Angelegenheiten vermehrt selbständig und möglicherweise letztendlich ohne Erwachsene geregelt werden können. Jugendliche werden befähigt ihre Bedürfnisse nach außen hin besser zu vertreten und können durch soziale Verantwortung mehr soziale Anerkennung, sowohl von anderen Jugendlichen als auch von Erwachsenen, bekommen. Hierdurch kann sich Partizipation insgesamt bei entsprechender Umsetzung als gesundheitsförderlich erweisen. Allerdings sind in diesem Bereich Veränderungen, wie sie im Peer Involvement enthalten sind und angestrebt werden, notwendig, denn der Gesundheitsbereich legt zur Zeit Problemlösungen fast vollständig in die Zuständigkeit spezifischer Experten und Expertinnen, so dass es zu einer Defizitperspektive, einer Enteignung alltäglicher Lösungskompetenzen und einer Expertenzentriertheit gekommen ist (Keupp 2000, 45). Insgesamt können Peer Involvement-Ansätze eine realistische Chance zur Umsetzung der Partizipationsidee bieten und so richtungweisend neue Impulse geben.

6.4.2 Empowerment

Der Begriff Empowerment wird in der Regel im Deutschen übersetzt mit ‚Selbstbemächtigung‘ oder ‚Selbstbefähigung‘ und hat seinen Ursprung in der amerikanischen Bürgerrechts- und Selbsthilfebewegung der (schwarzen) Minderheitsbevölkerung in den frühen siebziger Jahren.

„Empowerment beschreibt als Prozess im Alltag eine Entwicklung für Individuen, Gruppen, Organisationen oder Strukturen, durch die die eigenen Stärken entdeckt und die soziale Lebenswelt nach den eigenen Zielen (mit-) gestaltet werden kann. Empowerment wird damit als Prozess der ‚Bemächtigung‘ von einzelnen oder Gruppen verstanden, denen es gelingt, die Kontrolle über die Gestaltung der eigenen sozialen Lebenswelt (wieder) zu erobern“ (Stark, zit. nach Herriger 1997, 15).

Empowerment stellt ein Handlungskonzept dar, dessen zentraler Ausgangspunkt das grundsätzliche Vertrauen in die Stärken der Adressaten sozialer Arbeit ist (Miller 2000, 13). Empowerment orientiert sich an den Kompetenzen und Ressourcen der Individuen und stellt eine Abkehr von dem in der Sozialen Arbeit oft vorhandenen Defizitblick dar. Wesentliches Ziel ist die Erhöhung von Selbstbestimmung und Unabhängigkeit im Leben eines Menschen, wobei es darum geht, Möglichkeiten zur Selbstbestimmung zu schaffen und Partizipationsräume von Einzelnen und Gruppen zu erweitern (Lammel 2003, 242). Nach Theunissen & Plaute „ist es erklärtes Ziel

der Empowerment-Philosophie, Menschen in marginaler Position zur Entdeckung und (Wieder-) Aneignung eigener Fähigkeiten, Selbstverfügungskräfte und Stärken anzuregen, sie zu ermutigen, zu stärken sowie konsultativ und kooperativ zu unterstützen, Kontrolle, Kontrollbewusstsein und Selbstbestimmung über die eigenen Lebensumstände (zurück) zu gewinnen“ (Theunissen & Plaute 2002, 32). Es geht darum, durch die Beeinflussung individueller und struktureller Bedingungen Hilfe zur Lebensbewältigung und zur Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit zu leisten (Pflaumer 2000, 64). Hierbei wird deutlich, dass Empowerment zwei Aspekte umfasst: zum einen ist Empowerment bezogen auf die Menschen, die sich in einer benachteiligten Situation befinden und die zu mehr Selbstbemächtigung und Selbstbefähigung gelangen sollen, und zum anderen auf die professionellen Fachkräfte und deren Aufgaben. Denn mit der Abkehr von der Defizitsicht und der Hinwendung zu einer „Stärken-Perspektive“ (Theunissen & Plaute 2002, 20) entstehen auch neue Aufgaben für Fachkräfte und ein neues Verhältnis zwischen ihnen und ihren Klienten. Die Aufgabe der Fachkräfte besteht darin, hilfreiche Bedingungen zur Nutzung der vorhandenen Ressourcen bereitzustellen, aber auch die Schwächen und Bedürfnisse der Klienten zu berücksichtigen, ohne diese zu entmündigen. Empowerment impliziert, dass „alle Veränderungs- oder Lernprozesse vom Betroffenen selbst ausgehen müssen“ (Theunissen & Plaute 2002, 142). Die Adressaten sozialer Dienstleistungen sind als kompetente Akteure zu betrachten. Es geht um die Anerkennung der Gleichberechtigung von Helfer und Klient, um die Konstruktion einer symmetrischen Arbeitsbeziehung (Miller 2000, 13). Von einige Autoren wird sogar behauptet, dass der Empowermentgedanke in letzter Konsequenz eine Grundhaltung beinhaltet, in der sich der Helfer so schnell wie möglich überflüssig machen soll (Miller 2000, 13; Pflaumer 2000, 64).

Empowerment und Peer Involvement

Nach Kurt Lewin entsteht der zentrale Konflikt des Jugendalters aus der Zwischenstellung zwischen Kindheit und Erwachsenenendasein, und diese Stellung macht den Jugendlichen, ähnlich wie Angehörige von Minderheiten, zur Marginalperson (Oerter & Dreher 2002, 305). Diese Grenz- beziehungsweise Randposition des Jugendlichen hat zur Folge, dass er sich nicht als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft sieht und von dieser auch nicht die vollen Beteiligungsmöglichkeiten erhält, beziehungsweise sich in einer gesellschaftlichen Position befindet, in der jugendspezifische Bedürfnisse nicht, oder nur partiell berücksichtigt werden. Der Jugendliche befindet

sich damit theoretisch in einer Position, in der er durch Empowerment zu einer größeren Mitgestaltung der eigenen Lebenswelt gelangen kann.

Viele Peer Involvement-Ansätze sind im Sinne des Empowerment angelegt, das heißt sie sind ressourcen- und stärkenorientiert und möchten Jugendliche im Idealfall zu einer selbst bestimmten Gestaltung von Lebensweise und Lebensstil befähigen. Jugendlichen wird ein Status als Experten in eigener Sache zugesprochen und dieser wird von Erwachsenen in Peer Involvement-Projekten als solcher anerkannt. Dadurch werden Bedürfnisse und Wünsche überhaupt erst wahrgenommen und es entsteht in Projekten die Möglichkeit der Umsetzung und des Eingehens auf diese Ideen. Durch die Entdeckung eigener Stärken und Fähigkeiten auf Seite der Jugendlichen, wird das Zutrauen in die eigene Wirksamkeit erhöht und der Spielraum an Handlungsmöglichkeiten erweitert sich. Zusätzlich wird der Jugendliche durch die Kompetenzzuschreibung aufgewertet und es kann zu einer Abkehr von der defizitären Sichtweise auf die Jugend im Allgemeinen stattfinden. Dies gilt insbesondere für die Jugendlichen, die als Peers arbeiten und in ihrer Rolle als solche besondere Anerkennung sowohl von den Erwachsenen als auch von anderen Jugendlichen bekommen und in besonderer Weise von ihrer Tätigkeit profitieren. Doch auch die Gruppe der Adressaten, die informiert oder aufgeklärt werden sollen, wird ‚empowert‘, indem auf ihre Bedürfnisse auf eine jugendgerecht Art eingegangen wird und sie durch ein Mehr an Wissen selbstbestimmter und unabhängiger handeln können. Peer Involvement-Ansätze können folglich eine Möglichkeit zur Umsetzung des Empowermentgedanken darstellen.

Besonders Peer Support ist eng mit dem Empowermentgedanken verknüpft. Das Ziel von Peer Support Menschen zu befähigen, die eigenen Ressourcen und die Ressourcen des sozialen Netzwerks zu aktivieren und zu nutzen, um in eigener Regie zur Verminderung von Risiken und Belastungen beizutragen (BzGA 2002, 130) entspricht den Grundgedanken des Empowerment, da es dabei meist um die Nutzung von Selbsthilfepotentialen und Betroffenenkompetenz geht.

Letztendlich ist das traditionelle Empowermentkonzept aber nicht in vollständiger Breite auf Peer Involvement übertragbar, da es sich zum Teil um unterschiedliche Voraussetzungen handelt. Im Bereich der Suchtprävention geht es nicht nur um die Befähigung der Jugendlichen zu selbstbestimmtem Handeln, sondern ein bestimmtes Verhalten von Jugendlichen, nämlich (gesundheitsgefährdender) Drogenkonsum soll verhindert werden. Und dieses Ziel, ist ein von Erwachsenen oder von der Gesundheitspolitik gesetztes Ziel, welches mit einer Modifikation des Verhaltens von

Jugendlichen und jungen Erwachsenen verbunden ist. Somit geht es zwar um eine Verbesserung der Lebens- und Gesundheitssituation von Jugendlichen, die aber nicht vollständig aus der Selbstorganisation einer Gruppierung entstanden ist, sondern auf von außen festgelegten Ziel basiert.

Die BZgA weist darauf hin, dass der sozial-kompensatorische Anspruch des Empowermentansatz in vielen Projekten nicht erfüllt wird, denn die Personen mit dem größten Bedarf an Gesundheitsförderung, wie zum Beispiel Migranten oder Jugendliche aus niedrigeren sozialen Schichten werden kaum erreicht (2002, 139).

Letztendlich stellen Peer Involvement-Ansätze jedoch eine Möglichkeit dar, um den Empowermentgedanken zu verwirklichen und Jugendlichen die Chance zu mehr Beteiligung an der Gestaltung der eigenen Lebenswelt zu bieten. Hierbei bedarf es jedoch noch einer stärkeren Berücksichtigung von Grundgedanken des Empowerment und der stärkeren Hinwendung zu von Jugendlichen selbst formulierten Zielen.

6.5 Die „Theory of diffusion of innovations“

Diese Theorie von E.M. Rogers von 1962 beziehungsweise 1995⁶ stützt sich auf eine Verhaltensänderung durch die Verbreitung (Diffusion) von Neuigkeiten (Innovationen) durch informelle soziale Einflüsse (Appel 2001, 78). Unter Diffusion wird in diesem Zusammenhang ein Prozess verstanden, in dessen Verlauf sich eine Innovation, vermittelt über verschiedene Kommunikationskanäle, mit der Zeit in einem sozialen System ausbreitet (Müller 2004, 52). Hierbei besteht der zentrale Verbreitungsmechanismus in der Kommunikation, das heißt neue Ideen oder Meinungen müssen kommuniziert werden, damit sie sich ausbreiten.

Diese Theorie wird vermehrt für die theoretische Begründung von Peer Involvement-Ansätzen herangezogen, da davon ausgegangen wird, dass neben der gezielten Verbreitung von Informationen, Jugendliche in ihrem sozialen Umfeld und ihrer Clique über ihre Erfahrungen sprechen und sich austauschen und so auf informellen Wege erworbenes Wissen weitervermitteln. So kann es zu einer Verbreitung von vorhandenem Wissen und somit auch von gesundheitsrelevanten Verhalten kommen. Besondere Bedeutung wird hier auf den Einsatz von Meinungsführern mit einem möglichst großen sozialen Netzwerk gelegt, „wobei dies Personen sein müs-

⁶ Everett M. Rogers (1962/1995): *Diffusion of Innovations*. New York.

sen, die von einer sozialen Gruppe als vertrauenswürdig, glaubwürdig und innovativ wahrgenommen werden, und an die sich Ratsuchende wenden“ (Svenson et al. 1998, 12). Mit der Nutzung bestehender sozialer Netzwerke und bestehender Kommunikationswege (Svenson et al. 1998, 25), zum Beispiel in einer Clique oder einer Peer-Group, wird die Hoffnung verbunden, gesundheitsrelevante Informationen möglichst schnell und effektiv zu verbreiten und Zielgruppen zu erreichen, die durch andere Präventionsmaßnahmen schwer oder gar nicht erreicht werden können. Der große Einfluss von Gleichaltrigen aufeinander und besonders von so genannten Trendsettern auf andere Mitglieder einer Peer-Group soll so genutzt werden, dass sich präventive Informationen durch ‚normale‘ Gespräche unter Jugendlichen immer weiter verbreiten. So werden Informationen über Drogen und ihre Wirkweisen und Gefahren fast ausschließlich über andere Jugendliche oder Drogenkonsumenten eingeholt und verbreitet. Es bildet sich ein Informationspool, der von außen nur schwer beeinflussbar ist und zu dem Außenstehenden kaum einen Zugang haben. In diesen Informationspool können neue und andere Informationen fast nur und besonders effektiv durch Mitglieder dieser Szene hinzugefügt werden.

Als Schwierigkeit bei dieser Methode erweist sich die Überprüfbarkeit der Wirksamkeit, da die Zielgruppe kaum definierbar oder eingrenzbar ist und somit auch ein Messung der Effektivität schwierig wird (Appel 2001, 78).

6.6 Die Jugendsprache

Nachdem in den vorherigen Kapiteln verschiedene Theorien zur Erklärung der Wirksamkeit von Peer Involvement angesprochen wurden, wird in diesem Kapitel ergänzend dazu kurz auf die Jugendsprache eingegangen. Da Peer Involvement sich an der Bedeutung der Gleichaltrigen orientiert und davon ausgeht, dass Jugendliche unter anderem aufgrund ihrer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Sprachcodes einen leichteren Zugang zu ihren Altersgenossen haben, sollen hier einige Besonderheiten der Jugendsprache benannt werden.

In Peer Involvement-Projekten kann die Jugendsprache ein wesentliches Element zum Erreichen der Jugendlichen darstellen. Jugendliche versuchen sich durch diese, stark von der erwachsenen Generation abgrenzen. Gleichzeitig können unter Jugendlichen dadurch auf einer gemeinsamen Basis günstige Voraussetzungen zur Initiierung von Lernprozessen geschaffen werden.

Unter Jugendlichen herrscht zum Teil ein anderer Sprachgebrauch als unter Erwachsenen. Die so genannte Jugendsprache existiert in der Regel nur als gesprochene Sprache und die verwendeten Ausdrücke können sich regional oder auch von Gruppe zu Gruppe unterscheiden. So können zwischen verschiedenen Szenen jeweils unterschiedliche sprachliche Begriffe und Redewendungen existieren, die eingesetzt werden, um sich untereinander als gleich darzustellen und ‚Eingeweihten‘ als Erkennungszeichen und Verständigungsmittel dienen. Die meisten Wörter und Redewendungen verschwinden nach einiger Zeit wieder und werden von neuen Begriffen abgelöst, ein Teil geht aber auch in die Erwachsenensprache über und kann eine Quelle für einen allmählichen Sprachwandel darstellen.

Der Jugendjargon drückt Dinge kurz und knapp und oft radikal simplifiziert aus und wendet sich damit gegen den Sprachstil der Erwachsenen (Oerter & Dreher 2002, 314). Die Jugendsprache enthält zum Teil Tabuthemen, wie sexualisierte Wörter, Schimpfwörter oder Wörter aus dem Drogenjargon und möchte durch eine offensive Ausdrucksweise schockieren und verunsichern. Ab- und Ausgrenzung von Erwachsenen und damit die Herstellung einer Gemeinsamkeit unter Jugendlichen oder bestimmten Gruppen von Jugendlichen stellt, neben der Selbstdefinition als anders und einzigartig, ein Hauptmotiv dar. Das Verwenden der gleichen Sprachcodes ermöglicht einen direkteren Umgang untereinander als zwischen Erwachsenen und Jugendlichen (Gerdes 1998, 11). Durch die Sprachcodes wird die Kontaktaufnahme und Verständigung miteinander gefördert. Der Jugendjargon drückt „Erlebniszustände aus, die nach Meinung der Jugendlichen mit der herkömmlichen Sprache nicht beschrieben werden können, da die Erwachsenensprache solche Zustände nicht kennt“ (Oerter & Dreher 2002, 314). Dies ermöglicht eine abgrenzende Verständigung und schafft das Gefühl der Zusammengehörigkeit (Oerter & Dreher 2002, 314), womit die eigene Einmaligkeit und Besonderheit der Jugend betont werden kann.

Da bei der Verteilung von Informationen oder der Beratung, die Sprache das zentrale Instrument darstellt um jemanden zu erreichen, scheint die Beratung von Jugendlichen für Jugendliche und somit das Gespräch auf der Basis ähnlicher Begriffe, Redewendungen usw. wesentlich für das Erreichen der jugendlichen Zielgruppe zu sein. Durch die Verwendung gleicher Sprachcodes wird Nähe und Gemeinsamkeit geschaffen und der Benutzer bestimmter Begriffe zeigt Szenekenntnis. Auf der Basis einer gemeinsamen Sprache gibt es weniger Verständigungsprobleme, die Beteiligten fühlen sich untereinander besser und schneller verstanden. Dies spricht für den Ansatz des Peer Involvements, da die beratenden und informierenden Jugend-

lichen in der Regel ähnliche Erfahrungen haben und durch das gleiche Alter oder ähnliche Erfahrungen bedingt, die gleiche Jugendsprache benutzen.

Da Jugendsprache einen Teil der jugendlichen Subkultur darstellt und ein wesentliches Kennzeichen für den Status des Jugendlichen ist, kann sie nicht glaubwürdig von Erwachsenen imitiert werden, womit die Möglichkeit des Erreichens der Jugendlichen auf einer gemeinsamen Sprach- und somit oft auch Erfahrungsebene nur durch andere Jugendliche möglich ist.

Besonders in bestimmten Musik- oder Partyszenen, sowie in der Drogenszene herrscht oft ein ganz eigenes Vokabular, welches für Außenstehende kaum zu verstehen ist. Beherrscht man in diesen Szenen und im Umgang mit Menschen aus dieser Szene nicht die entsprechenden Redewendungen, Formulierungen und Wörter, die zurzeit ‚in‘ oder Bestandteil der Szene sind, stellt man sich schnell als nicht zugehörig dar. So ist vielleicht nicht für jeden klar, dass ‚chiggen‘, ‚harzen‘, ‚knörzen‘ oder ‚wacken‘ Wörter sind, die das Rauchen einer Zigarette oder eines Joints beschreiben (Wörterbuch der Jugendsprache). Auch die Bezeichnungen ‚Fahrkarte‘, ‚Mickey Mäuse‘, ‚Waffeln‘, ‚Pink Floyd‘ oder ‚Acid‘ sind sehr wahrscheinlich für die meisten Menschen nicht als Begriffe für die Droge LSD erkennbar (Rebmann 2005). Dies spricht bei Drogenpräventionsprojekten deutlich für den Einbezug von Szenekennern und / oder Jugendlichen, die selbst Erfahrung mit Drogen gemacht haben. Eine Verständigung wäre dadurch leichter möglich.

7. Evaluation der *an.sprech.bar*

Im Folgenden wird in diesem Kapitel auf die Evaluation des Projektes *an.sprech.bar* eingegangen. Zu Beginn wird kurz dargestellt, was in welcher Form evaluiert wird, um im Anschluss daran einige Evaluationsergebnisse aus dem Festivalbereich darzustellen⁷.

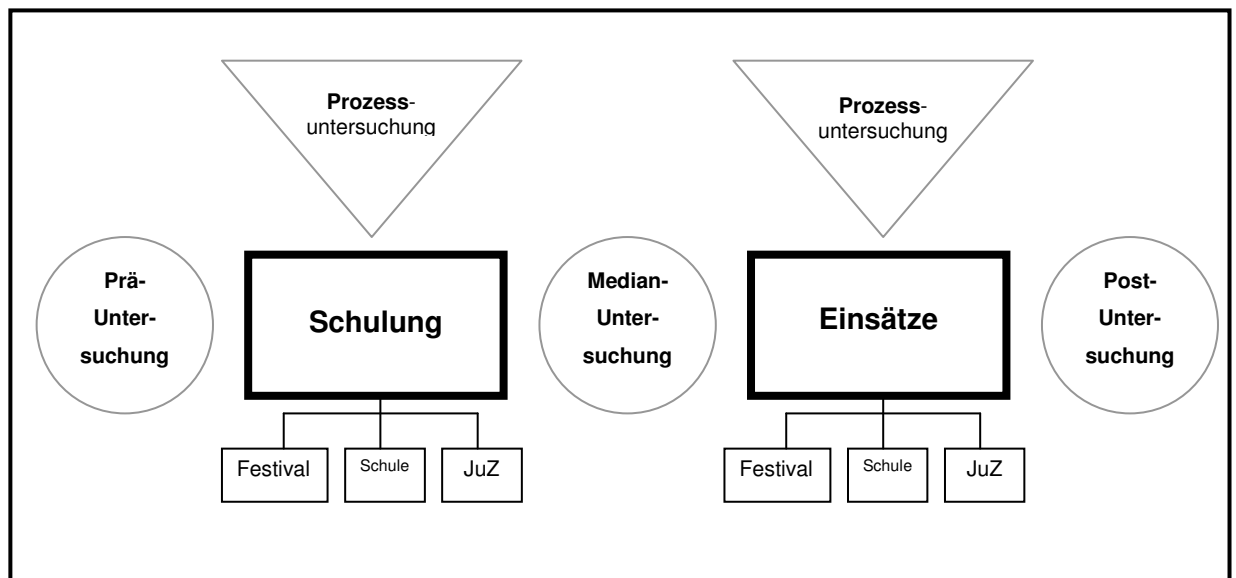
⁷ Da das Projekt sich, wie schon erwähnt, zeitlich sehr verzögert hat, können hier nur exemplarisch einige Ergebnisse dargestellt werden. Weitergehende Informationen und ein Abschlussbericht können über den Projektleiter der wissenschaftlichen Begleitung Dr. Dirk Rohr an der Universität zu Köln eingeholt werden.

7.1 Evaluationsgegenstand

Die Evaluation der *an.sprech.bar* bezieht sich im Wesentlichen auf zwei Aspekte: auf die Untersuchung der Peers und auf die Untersuchung der Adressaten.

Evaluation der Peers

Hierbei geht es einerseits um die Schulungen der Peers für die Einsätze und andererseits um die Einsätze selbst. Die Untersuchung der Peers wird in drei Teile gegliedert und jeder Teil in Form eines Fragebogens evaluiert, wobei die Fragebögen jeweils auf die verschiedenen Einsatzorte Festival & Club, Schule und Jugendzentrum abgestimmt sind. Die folgende Grafik gibt einen Überblick über die Evaluation der Peers.



Vor den Schulungen der Peers findet eine Präuntersuchung statt, in der die Peers danach befragt werden, welche Erwartungen und Motivationen sie mit dem Projekt und ihrem persönlichen Einsatz verbinden.

Nach den Schulungen findet eine weitere Befragung, die Medianuntersuchung statt. Ziel ist es herauszufinden, ob die Schulungen den Erwartungen entsprochen haben und welche Effekte durch sie aufgetreten sind. Hierbei geht es um die Frage der Vermittlung von Wissen und Handlungskompetenzen und an welcher Stelle sich die Peers mehr Informationen oder Unterstützung wünschen. Die Erhebung dieser Daten ist wichtig, um bei kommenden Schulungen Defizite ausbessern zu können und herauszufinden, ob die Peers von den Schulungen profitieren.

Nachdem die Peers geschult werden, beginnt der konkrete Einsatz. Um herauszufinden, welche Erfahrungen während des Einsatzes gemacht werden und wo eventuell Lücken oder Probleme aufgetreten sind, findet hier nach den Einsätzen eine Postuntersuchung statt. Hierbei geht es vor allem um die Frage nach der Anwendung und Weiterentwicklung von dem in den Schulungen erworbenen Wissen und Handlungskompetenzen. Neben einer persönlichen Bewertung des Projektes und der eigenen Tätigkeit wird hier unter anderem nach eigenen Einstellungs- und Verhaltensänderungen in Bezug auf Sucht und Drogen gefragt.

Die Evaluation der Schulungen und Einsätze der Peers findet in Form einer Prozessuntersuchung statt, das heißt die Ergebnisse wirken sich direkt auf den Weiterverlauf des Projektes aus. Zusätzlich soll am Ende festgestellt werden, ob sich durch die Teilnahme am Projekt positive Effekte für die Peers ergeben und diese durch ihre Rolle und Arbeit als Peers in ihrer persönlichen Entwicklung profitieren.

Evaluation der Adressaten

Der andere Teil der Evaluation bezieht sich auf die Ergebnisse, die bei den Adressaten erreicht werden. Hierbei geht es um die Effekte der Einsätze selbst und um die Frage, ob und wie die Jugendlichen, die sich an der *an.sprech.bar* informieren oder beraten lassen, davon eventuell auch längerfristig profitieren. Darüber hinaus sollen die Adressaten die *an.sprech.bar* und die eigenen Erfahrungen mit der *an.sprech.bar* bewertet werden.

Daten werden hier in Form von Direktfragebögen erhoben, die unmittelbar nach dem Kontakt mit der *an.sprech.bar* noch vor Ort von den Besuchern und Besucherinnen ausgefüllt werden. Es besteht zusätzlich die Möglichkeit zu einem späteren Zeitpunkt im Internet an einer Wiederholungsbefragung teilzunehmen.

Des Weiteren werden zu zwei verschiedenen Zeitpunkten qualitative halbstrukturierte Interviews mit einigen Besuchern der *an.sprech.bar* durchgeführt und systematisch ausgewertet.

Durch die Evaluation der Adressaten werden unter anderem Ergebnisse darüber erwartet, wie die Zielgruppe generell die Aktionen und verteilten Informationen annimmt. Hierbei geht es vor allem darum, wie der Zugang zu den Aktionen und Informationen empfunden wird und ob diese als sinnvoll aufgefasst werden. Für zukünftige Aktionen soll herausgefunden werden, inwiefern die Arbeit möglicherweise glaubwürdiger und interessanter gestaltet werden kann. Des Weiteren soll der Frage

nachgegangen werden, inwiefern bei dem Besuch der *an.sprech.bar* ein Beratungsangebot angenommen wurde und wie dieses eingeschätzt wird.

Weitere Informationen werden über die Konsummuster und -motive der Adressaten erwartet. Diese werden in Form eines zweiten Fragebogens über den eigenen Substanzkonsum erhoben. Unabhängig davon werden Daten darüber erhofft, inwiefern sich die Adressaten über eine Änderung der Konsumgewohnheiten Gedanken machen, beziehungsweise was geschehen müsste, damit der Konsum geändert wird und ob die *an.sprech.bar* dazu beitragen kann. Hier geht es auch um die subjektive Problemerkennung und Einschätzung des eigenen Konsums.

Durch eine qualitative Basisdatenerhebung der speziell auf Jugendliche ausgerichteten Internetseite www.partyrack.de der Drogenhilfe Köln e.V., auf die auch an der *an.sprech.bar* hingewiesen wird, soll anhand der Zugriffszahlen herausgefunden werden, ob diese Form der Information bei Jugendlichen ankommt. Die Seite bietet beispielsweise einen Partykalender, aktuelle Pillenwarnungen, Informationen zu verschiedenen Drogen, die Möglichkeit einer Online-Beratung, verschiedene Tests, eine Fotogalerie und zahlreiche andere Informationsmöglichkeiten, die sowohl für drogenkonsumierende als auch drogenabstinente Jugendliche und Erwachsene interessant sind.

Im Folgenden werde ich exemplarisch einige Evaluationsergebnisse aus dem Festivalbereich darstellen. Hierbei ist jedoch besonders bei der Darstellung und Interpretation der Ergebnisse bei den Peers zu beachten, dass die Ergebnisse aufgrund ihrer geringen Fallzahl statistisch als nicht signifikant eingestuft werden können. Sie zeigen für die Arbeit der *an.sprech.bar* jedoch eine Tendenz.

7.2 Ergebnisse aus dem Festival- und Clubbereich

Von den drei Bereichen Festival & Club, Schule und Jugendzentrum in denen die *an.sprech.bar* mit verschiedenen Aktionen aktiv ist, stellt der Festival- und Clubbereich den größten Bereich dar. Köln verfügt über eine große und differenzierte Musik- und Partyszene in der auch verschiedenste Drogen konsumiert werden. Die *an.sprech.bar* ist mit ihrer Drogen-Info-Lounge auf insgesamt sechs verschiedenen Musikfestivals in Köln, verteilt auf 15 Tage, aufgetreten. Die Gesamtbesucherzahl dieser Festivals liegt zusammen bei circa 70 000 Personen, überwiegend Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Von diesen Personen war im Durchschnitt aller Fes-

tivals circa jeder Zwölfte Besucher an der *an.sprech.bar*. Insgesamt haben sich etwa 4300 Personen Infobroschüren an der *an.sprech.bar* mitgenommen.

7.2.1 Ergebnisse bei den Peers

Insgesamt achtzehn Peers, davon elf weiblich und sieben männlich, haben im Rahmen der *an.sprech.bar* auf den Festivals gearbeitet. Das Durchschnittsalter liegt bei 26 Jahren, wobei die Peers zwischen 21 und 33 Jahren alt sind.

Bei den Gründen für die Teilnahme an dem Suchtpräventionsprojekt spielt sowohl ein allgemeines, vor allem jedoch ein persönliches Interesse an dem Thema Sucht und Drogen eine wichtige Rolle. Jeweils fünfzehn der achtzehn Peers geben an, dass für sie Drogen ein wichtiges soziales Thema sind und sie Fachwissen und Informationen rund um das Thema sammeln wollen. Ebenso oft wird als Teilnahmegrund die Erfahrung mit Drogen in der eigenen Familie oder im Freundeskreis genannt und alle bis auf eine Person geben an, selbst schon Erfahrungen mit illegalen Drogen gesammelt zu haben. Äußere Anreize, wie das Geldverdienen oder das Erhalten einer Bescheinigung spielen dagegen nur eine untergeordnete Rolle. Insgesamt werden diese beiden Punkte bei gesamt 98 Nennungen nur 6-mal angegeben.

Anhand dieser Ergebnisse kann gut erkannt werden, dass es sich bei den jungen Erwachsenen die als Peers arbeiten, tatsächlich um Peers im Sinne von Gleich- oder Ebenbürtigen mit der anvisierten Adressatengruppe mindestens im Bereich der Erfahrung mit Drogen handelt. Ein persönliches Interesse an dem Thema und eigene Erfahrungen mit Drogen führen sehr wahrscheinlich dazu, dass die Kommunikation über damit verbundene Themen erleichtert wird und die *an.sprech.bar* insgesamt in der Vermittlung ihrer Botschaft glaubwürdiger wirkt. Natürlich macht nicht nur die geteilte Erfahrung mit Drogen die jungen Erwachsenen zu Peers, sondern hierzu sind weitere Gemeinsamkeiten, wie zum Beispiel ein ähnlicher sozialer Hintergrund, notwendig.

Für die Peers selber zeichnet sich ein guter Peer besonders durch die Fähigkeit ein guter Zuhörer und offen zu sein, aus. Die Absicht etwas bewirken zu wollen, die vor den Schulungen noch von über 80 % der Peers als Kennzeichen für einen guten Peer genannt wurde, wird nach Durchführung der Aktionen nur noch von etwas mehr als 30 % als solche benannt. Hier ist möglicherweise eine Tendenz erkennbar, in der deutlich wird, dass die Arbeit als Peer im Festivalbereich gegebenenfalls eine

Haltung impliziert, in der man als Peer grundsätzlich erst einmal eher abwartend ist, gut zuhört und die Dinge auf sich zu kommen lässt. Der Wunsch oder die Absicht etwas bei anderen verändern zu wollen, wirkt im Kontakt mit den Adressaten dagegen wahrscheinlich eher hinderlich. Dies wird dadurch bestätigt, dass Kennzeichen wie ‚offensiv sein‘, ‚durchsetzungsfähig sein‘, ‚konfrontativ sein‘ oder ‚die Initiative übernehmen‘ von den Peers an das untere Ende der Liste von Kennzeichen, die einen guten Peer ausmachen, gesetzt wurden.

Eine ähnliche Tendenz lässt sich auch bei der Benennung der Ziele, die die Peers an den drei Erhebungszeitpunkten mit dem Projekt verbinden, erkennen. So ist das meist genannte Ziel in der Präuntersuchung noch ‚Drogen-User zu einem bewussten und weniger riskanten Konsum zu bringen‘. Hier, vor den Schulungen und vor dem Einsatz selber, scheint der Wunsch oder die Absicht etwas bewirken und verändern zu wollen noch relativ stark zu sein. Doch schon nach den Schulungen wird dies nur noch als Ziel eines einzigen Peers angegeben. Es entwickelt sich anscheinend eher eine Einstellung, die Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar* erstmal informieren zu wollen und Denkanstöße zu geben. So zählt das Ziel ‚Drogen-User dazu zu bringen, ihren Konsum zu überdenken‘ zu der häufigsten Antwort insgesamt und ist an den drei Untersuchungszeitpunkten als einziges Ziel relativ konstant hoch.

Die Arbeit als Peer und die damit verbundenen Schulungen von 42 Stunden scheinen sich insgesamt positiv auf das eigene themenspezifische Wissen auszuwirken. So schätzen die Peers ihr Wissen und ihre Kenntnisse im Bereich Sucht und Drogen nach den Schulungen in allen Bereichen durchschnittlich höher ein, als vorher. Generell werden die Schulungen und die Vermittlung der verschiedenen Kenntnisse durchschnittlich gut bis sehr gut eingeschätzt. Auch die eigene Beteiligung und die Möglichkeit eigene Vorstellungen einzubringen wird von den Peers nach den Schulungen als gut bis sehr gut eingeschätzt.

7.2.2 Ergebnisse bei den Adressaten

Da einige Veranstalter nicht damit einverstanden waren, dass die Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar* und somit die Besucher und Besucherinnen der Veranstaltung, zum eigenen Drogenkonsum befragt werden, da dadurch die jeweilige Veranstaltung in einem schlechten Licht erscheinen könnte, wurde auf einigen Festivals dieser Teil bei der Befragung ausgelassen. Insgesamt haben 382 Perso-

nen, davon 139 weiblich und 221 männlich, bei der Befragung mitgemacht. Den Fragebogen zum eigenen Substanzkonsum haben 108 Jugendliche und junge Erwachsene ausgefüllt. Knapp die Hälfte aller Besucher und Besucherinnen sind über 22 Jahre alt, und nur etwas mehr als ein Sechstel ist unter 18 Jahren alt.

Substanzkonsum der Besucher und Besucherinnen

Bei der Abfrage des Substanzkonsums wurde der Konsum von Alkohol, Nikotin, Cannabis, Pilzen und LSD, Kokain, Speed und Ecstasy berücksichtigt.

Bei dem Konsum von Alkohol fällt auf, dass hier mehr als die Hälfte der 107 Befragten mehrmals in der Woche Alkohol konsumieren und ein knappes Viertel immerhin noch mehrmals monatlich. Knapp 80 Prozent beginnen ihren Konsum zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr, das heißt vielfach bevor dies gesetzlich erlaubt ist.

Die zweite legale Droge, deren Konsum abgefragt wurde ist Nikotin, beziehungsweise Tabak. Knapp die Hälfte (47 %) der befragten Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar* raucht täglich. Damit liegt die Anzahl der Raucher hier mehr als doppelt so hoch wie in der Drogenaffinitätsstudie der BZgA, in der der Anteil der täglichen Raucher zwischen 12 und 25 Jahren mit 22 Prozent benannt wird (BZgA 2004, Rauchen, 11). Auch der Anteil der Nieraucher ist mit 9 Prozent bei der *an.sprech.bar* deutlich geringer als in der Drogenaffinitätsstudie mit 34 Prozent (BZgA 2004, Rauchen, 13). Ähnlich wie beim Alkoholkonsum beginnt der größte Teil (67 %) mit dem Konsum zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr.

Beim Konsum von Cannabis fällt auf, dass nur knapp 7 Prozent der Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar*, die den Substanzkonsumfragebogen ausgefüllt haben, noch nie Cannabis konsumiert haben. Dies deckt sich ungefähr mit der Zahl derjenigen die noch nie Nikotin konsumiert haben. Ein Viertel der Befragten konsumiert Cannabis mehrmals in der Woche und 14 Prozent sogar täglich. Der Erstkonsum findet bei mehr als zwei Drittel der Befragten zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr statt. Der Konsum von Nikotin scheint dem von Cannabis in den meisten Fällen voran zu gehen.

Pilze oder LSD sind von den abgefragten illegalen Drogen nach Cannabis, die Drogen die von den Befragten am häufigsten konsumiert werden. Im Gegensatz zu Cannabis sind dies aber vergleichsweise wenige Jugendliche und junge Erwachse-

ne. So geben über 65 Prozent an, Pilze oder LSD bisher noch nie konsumiert zu haben. Mehr als ein Drittel hat diese Drogen jedoch schon mindestens einmal ausprobiert. Die Lebenszeitprävalenz des Konsums von Pilzen und LSD liegt im Vergleich dazu in der Drogenaffinitätsstudie mit 4 beziehungsweise 2 Prozent deutlich unter den Ergebnissen der *an.sprech.bar* (BZgA 2004, Illegale Drogen, 4). Das Alter des Erstkonsums liegt bei der Hälfte der Befragten der *an.sprech.bar* bei über 18 Jahren. Für ein Viertel liegt es zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr.

Speed haben von den befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein Viertel schon mindestens einmal konsumiert, das heißt 75 Prozent haben Speed noch nie probiert. Der überwiegende Teil derjenigen, die Speed konsumiert haben, haben dies im Sinne eines Probierkonsums bisher erst ein Mal gemacht. Mehr als die Hälfte hat Speed erstmals mit über 18 Jahren konsumiert.

Der Konsum von Ecstasy ist bei den Befragten fast identisch mit dem Konsum von Speed. Etwas mehr Jugendlichen und junge Erwachsene beginnen hier jedoch etwas früher mit dem Konsum. So konsumieren 24 Prozent erstmals Ecstasy zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr, bei Speed sind es dagegen 18 Prozent.

Kokain hingegen wurde von 30 Prozent der Befragten schon mindestens einmal konsumiert. Bei mehr als der Hälfte (19 %) dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist es bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch bei einem einmaligen Konsum geblieben. Das Alter des Erstkonsums liegt hier im Vergleich zu allen anderen untersuchten Substanzen am höchsten. 58 Prozent haben mit 18 Jahren oder älter erstmals konsumiert. Dies entspricht den Daten der BZgA, bei denen für Kokain mit 18 Jahren ebenfalls das höchste Einstiegsalter aller abgefragten illegalen Substanzen festgestellt wurde (BZgA 2004, Illegale Drogen, 16).

Bei der Betrachtung des Alters des Erstkonsums bei den verschiedenen Substanzen fällt auf, dass besonders bei Cannabis, Ecstasy, Alkohol, Pilzen und LSD der Einstieg gehäuft im Alter zwischen vierzehn und sechzehn Jahren erfolgt. Daraus ergibt sich ein besonderer Präventionsbedarf für diese, beziehungsweise die nächst höhere Altersgruppe, damit möglichst der Einstieg unterbunden, beziehungsweise hinausgezögert werden kann und so verhindert wird, dass sich ein riskanter oder missbräuchlicher Konsum längerfristig verfestigen kann. Des Weiteren fällt bei der Betrachtung des Konsums auf, dass der Konsum von Drogen nur am Wochenende kaum eine Rolle spielt. Lediglich der Konsum von Alkohol und Nikotin scheint bei einigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in direkter Verbindung mit dem Wo-

chenende und wahrscheinlich dem Ausgehverhalten zu stehen. So trinken 15 Prozent der Befragten nur am Wochenende Alkohol und knapp 5 Prozent rauchen nur am Wochenende. Bei allen anderen abgefragten Substanzen gibt nur ein verschwindend geringer Teil an, diese Substanz ausschließlich am Wochenende zu konsumieren.

Insgesamt wird bei den Ergebnissen deutlich, dass der Konsum der befragten Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar* deutlich höher liegt, als der durchschnittliche Konsum von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, wie er in regelmäßigen Abständen durch die Drogenaffinitätsstudie erhoben wird. Dies kann mindestens zwei mögliche Ursachen haben. Als erstes lässt sich vermuten, dass Jugendliche und junge Erwachsene, die solche Veranstaltungen besuchen, wie die, auf denen die *an.sprech.bar* aufgetreten ist, generell in ihrem Freizeitverhalten eher außenorientiert und aktiver sind. Der Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und Ausgehverhalten von jungen Menschen ist in der Drogenaffinitätsstudie folgendermaßen geschildert: „Je intensiver das Ausgeh-Verhalten, umso häufiger und riskanter wird Alkohol getrunken“ (BZgA 2004, Alkohol, 32). Vermutlich trifft dies auch auf das Publikum der Festivals zu und lässt sich darüber hinaus auch auf den Konsum von Drogen übertragen. Zusätzlich lässt sich vermuten, dass auf einigen Festivals in Zusammenhang mit dem Musikstil und der damit verbundenen Kultur, der Konsum bestimmter Drogen eine besondere Stellung innehat und gehäuft auftritt.

Ein zweiter Grund dafür, warum die Befragten der *an.sprech.bar* durchschnittlich besonders hohe Konsumzahlen aufweisen, könnte sein, dass besonders solche Jugendliche die *an.sprech.bar* aufgesucht haben, die vermehrt Drogen konsumieren. Dies würde dafür sprechen, dass die *an.sprech.bar* nicht nur allgemein im Sinne einer Primärprävention wirksam ist, sondern durch ihr Auftreten vermehrt solche Jugendliche anspricht, die bereits konsumieren. Das Erreichen dieser bisher kaum und schwer zu erreichenden Zielgruppe stellt ein wesentliches Ziel der *an.sprech.bar* dar und scheint durch die Ergebnisse bestätigt werden zu können.

Im Folgenden werden zu einer weiteren Überprüfung wie (konsumierende) Jugendliche die *an.sprech.bar* annehmen und bewerten, exemplarisch einige Ergebnisse der allgemeinen Bewertung der *an.sprech.bar* dargestellt.

Bewertung der an.sprech.bar

Die Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar* konnten bei der Beantwortung der Fragen zwischen fünf Antwortmöglichkeiten von ‚trifft voll zu‘ (1) bis ‚trifft gar nicht zu‘ (5) wählen. Die *an.sprech.bar* insgesamt wird mit einem Mittelwert von 1,67 sehr positiv bewertet.

Als wichtigstes Kriterium für einen guten Kontakt zur *an.sprech.bar*, wird das fundierte Wissen der Berater und Beraterinnen über Sucht und Drogen genannt. Direkt dahinter folgt die Eigenschaft der Peers ein guter Zuhörer zu sein. Die Gleichaltrigkeit zwischen den Adressaten und den Peers, spielt für die Adressaten im Vergleich dazu eine eher geringere Rolle. Interessant ist, dass sich in Bezug auf die Eigenschaft ‚ein guter Zuhörer sein‘, die Meinungen der Adressaten und der Peers decken, denn auch für die Peers stellt diese Eigenschaft, wie oben geschildert, mit das wichtigste Kriterium eines guten Peers dar.

Bei der Frage, was das Gespräch an der *an.sprech.bar* für mögliche Auswirkungen auf den eigenen Konsum haben kann, können sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen am ehesten vorstellen über die Vor- und Nachteile des eigenen Konsums nachzudenken. Auch der bewusstere und weniger riskante Konsum scheint als Folge des Gesprächs für einige Jugendliche und junge Erwachsene in Betracht zu kommen. Gar nicht mehr zu konsumieren, scheint jedoch für die allermeisten keine Konsequenz aus dem Gespräch zu sein.

Im Vergleich zu anderen Formen der Suchtvorbeugung sind die Adressaten durchschnittlich der Meinung, dass die *an.sprech.bar* vermutlich besser ist, die Aufklärung und Beratung besser gelingt und vermutlich auch mehr Konsumenten erreicht werden. Hier zeigt sich, dass die Adressaten und Adressatinnen durchaus bemerken, dass die *an.sprech.bar* sich von anderen ihnen bekannten Formen der Suchtvorbeugung unterscheidet und diese Form der Aufklärung und Beratung bei ihnen Anklang findet. So können sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch eher vorstellen, sich bei eigenen Problemen oder Problemen im Freundeskreis an die *an.sprech.bar* zu wenden, als an eine andere Drogenberatungsstelle.

Bei der Betrachtung der Bewertung der verschiedenen Geschlechter fällt auf, dass die weiblichen Besucherinnen die Fragen zur *an.sprech.bar* insgesamt im Durchschnitt etwas positiver beantworten, als die männlichen Besucher. Ein besonders deutlicher Unterschied erscheint bei der Antwort auf die Frage, ob die Besucher und Besucherinnen den Eindruck hatten, der Gesprächspartner wolle sie zu etwas überreden. Weibliche Befragte haben hier signifikant seltener diesen Eindruck.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass anhand der hier vorgestellten Ergebnisse die *an.sprech.bar* von der Adressatengruppe auf den Festivals positiv bewertet wird und diese gut bei der erwünschten Zielgruppe ankommt. Die hohe Zahl an Besuchern und verteiltem Informationsmaterial stützt dies. Auch für die Peers selber scheinen sich einige positive Effekte aus ihrer Arbeit als Peer zu ergeben. Um abschließend etwas über den Erfolg dieses Projektes sagen zu können, ist jedoch die Betrachtung der gesamten Evaluationsergebnisse vonnöten.

8. Kritik

In diesem Kapitel wird im ersten Teil auf einige kritische Aspekte des Peer Involvement-Ansatzes eingegangen und im zweiten Teil werden einige Defizite der *an.sprech.bar* herausgestellt.

8.1 Kritik am Peer Involvement-Ansatz

Peer Involvement stellt auf den ersten Eindruck ein schlüssiges und sinnvolles Konzept dar. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass es auch einige kritische Stimmen gibt, die auf Defizite und Kritikpunkte dieses Ansatzes hinweisen. Insgesamt wird fast immer auf einige problematische Aspekte bei der Arbeit mit diesem Ansatz hingewiesen, jedoch scheint die Erwähnung dieser, den meisten Projekten zu genügen, so dass in der Praxis eher selten für veränderte Bedingungen gesorgt wird.

Auf einige kritische Aspekte ist im Verlauf dieser Arbeit schon hingewiesen worden. So zum Beispiel in Kapitel 3.1 auf die anscheinende Kostengünstigkeit dieses Ansatzes oder in Kapitel 5.2.1 auf die Frage der Bezahlung der Peers. Im Folgenden werden hier einige weitere Kritikpunkte erwähnt. Dies geschieht mit der Absicht, sich vor Augen zu halten, dass Peer Involvement-Programme nicht vorbehaltlos und unkritisch im Zuge der starken Verbreitung dieser, übernommen werden dürfen, sondern stets gut durchdacht und kritisch hinterfragt werden müssen. Die folgenden Punkte sollen keine Ablehnung des Peer Involvement-Ansatzes darstellen, sondern lediglich einen Gedankenanstoß bieten, sich auch mit den problematischen Aspekten zu beschäftigen, die durchaus je nach Projekt mal stark und mal weniger stark in den Vordergrund treten können.

8.1.1 Mangelnde empirische Nachweisbarkeit

Ein oft angeführter Kritikpunkt an Peer Involvement-Ansätzen betrifft die mangelnden empirischen Beweise für die tatsächliche Wirksamkeit dieses Ansatzes (vgl. z.B. Schmidt 2001, 137). Nur ein Teil der Projekte wird tatsächlich evaluiert und viele Projekte haben diesen Ansatz aufgrund seiner zunehmenden Verbreitung und seiner augenscheinlichen Plausibilität übernommen, ohne sich auf tatsächliche Wirksamkeitsüberprüfungen zu stützen. Hier wird von einer Idealisierung und einer unkritischen und übermäßig enthusiastischen Übernahme dieser Methode gesprochen (Svenson et al. 1998, 9). Zusätzlich wird eine empirische Kontrolle der Wirksamkeit und Effizienz dadurch erschwert, dass Projekte, die sich unter der Methode des Peer Involvements zusammenfassen lassen, sich stark voneinander unterscheiden können und somit eine Vergleichbarkeit und damit eine generelle Bewertung zusätzlich erschwert wird. Längsschnittstudien und Kontrollgruppendesigns sind ebenso die Ausnahme, wie kontrollierte Studien, die Auskunft über Langzeiteffekte geben (Kleiber et al. 1998, 17-18).

Bei vorhandenen positiven Evaluationsergebnissen kann zusätzlich die Frage gestellt werden, ob die positiven Ergebnisse tatsächlich auf das Peer Involvement-Programm zurück zu führen sind, oder ob beispielsweise positive Effekte bei den Peers nicht einfach das Ergebnis regulär stattfindender Entwicklungsprozesse sind.

8.1.2 Peer Involvement als Möglichkeit zur Partizipation?

Peer Involvement wird immer wieder als Möglichkeit zur Partizipation von Kindern und Jugendlichen angeführt, was auch durchaus so zu sehen ist, jedoch auch mit Einschränkungen. Wünschenswerter Weise wird in den meisten Fällen angegeben, dass Kinder und Jugendliche möglichst zu allen Phasen des Projektes beteiligt werden sollten. Hierbei muss jedoch beachtet werden, dass abhängig vom Entwicklungsalter der Kinder und Jugendlichen die Möglichkeiten zur Partizipation eingeschränkt zu betrachten sind. So kann es Kindern und Jugendlichen unter Umständen schwer fallen, selbstständig Ziele zu formulieren, da diese möglicherweise außerhalb ihres aktuellen Lebensbezuges stehen und gar nicht erkennbar sind. Hier kann die Gefahr einer möglichen Überforderung entstehen (Schröder 2003, 112). Der Partizipationsanspruch von Peer Involvement-Ansätzen sollte so weit wie möglich verwirklicht werden, es muss jedoch in Betracht gezogen werden, dass die Partizipationsmöglichkeiten nicht als unbeschränkt, sondern als altersabhängig und

bereichsspezifisch zu betrachten sind. Zudem werden Jugendliche bei einigen Projekten nur in der Phase der Umsetzung, nicht aber bei der Planung beteiligt.

8.1.3 Erwachsene oder Peers – wer erzielt die besseren Effekte?

Peer Involvement basiert auf der Annahme, dass Jugendliche als Experten ihrer eigenen Lebenssituation, diejenigen sind, die Gleichaltrige am besten verstehen. Sie verfügen im besonderen Maße über die notwendigen Kompetenzen, anderen Jugendlichen weiterhelfen zu können. Es stellt sich jedoch die Frage, ob besonders die Gruppe der Adressaten, die meist weniger von den Projekten profitiert als die Peers, von Peer Involvement wirklich mehr Nutzen hat, als im traditionellen Erziehungs- und Bildungssetting mit Erwachsenen. So kann zum Beispiel je nach der vorhandenen Beziehung zwischen Adressat und Peer, eine Hemmung von Seiten des Adressaten vorhanden sein, bestimmte Themen oder Unklarheiten anzusprechen, da die Befürchtung besteht, dass der Jugendliche sich durch Unwissenheit oder ähnliches eine Blöße vor anderen geben könnte. Es kann auch das Bedürfnis vorhanden sein, sich mit seinen Problemen oder Fragen an jemanden zu wenden, der mehr Erfahrung in diesem Bereich hat oder dem Ganzen etwas distanzierter gegenüber steht. Das Bedürfnis nach Unterstützung durch Erwachsene oder durch Jugendliche scheint themenspezifisch zu variieren.

„Offensichtlich eignen sich jene Themen und Probleme, in denen die Gemeinsamkeit unter Jugendlichen besonders virulent ist. Weder die politische Bildung, noch die Erarbeitung von beruflichen Zukunftsplänen eignen sich dazu. Vielmehr sind es die alltagsnahen Themen und Probleme wie Liebe und Sexualität, Konflikterfahrungen und Alltagsstress, bei denen Jugendliche andere Jugendliche als Expertinnen und Experten gut akzeptieren können“ (Schröder 2003, 112).

Zudem kann es für Jugendliche, und hier insbesondere für die Peers, schwer sein, eine Gegenposition zu anderen Jugendlichen einzunehmen und zu vertreten, da Jugendliche sehr darum bemüht sind, beliebt zu sein und Anerkennung zu erfahren. Oft ist es einfacher und konfliktfreier sich mit seiner eigenen Meinung zurückzuhalten oder konform mit der Meinung anderer zu gehen, um nicht als Außenseiter abgestempelt zu werden. Besonders in dem Bereich Sucht und Drogen kann es für Jugendliche schwer sein, eine abstinente Haltung einzunehmen und vor anderen zu vertreten. Dies ist für Erwachsene einfacher, da sie ihren Selbstwert nicht aus der Anerkennung von anderen Jugendlichen ziehen und ihre eigenen Einstellungen gefestigter sind. Insgesamt ergibt sich hier also die Frage, ob bei der Vermittlung verschiedener Inhalte durch Erwachsene die Adressatengruppe weniger, gleich viel

oder sogar mehr profitieren kann, als beim Peer Involvement. Die eindeutig positiven Effekten für die Gruppe der Peers würden damit jedoch ersatzlos wegfallen.

Letztendlich ist es wichtig, dass Jugendliche in ihrer Position und in ihren Kompetenzen gestärkt und diese anerkannt und genutzt werden. Die Notwendigkeit der Unterstützung von Erwachsenen bleibt jedoch weiterhin bestehen und kann nicht ersetzt, aber ergänzt werden (Schröder 2003, 112). Ein Optimum zwischen diesen beiden zu schaffen und herauszufinden, wo Gleichaltrige sich kompetent unterstützen können und wo eine Unterstützung durch Erwachsene vorgezogen wird, stellt eine Aufgabe dar, deren optimale Lösung es anzustreben gilt.

8.1.4 Beschönigung von Peer-Beziehungen

Die Wirksamkeit von Peer Involvement-Programmen beruht unter anderem auf der Annahme, dass Peer-Beziehungen durch Gleichheit und Symmetrie gekennzeichnet sind. Es muss jedoch beachtet werden, dass dies nicht uneingeschränkt gilt und Peer-Beziehungen in dieser Hinsicht nicht einseitig idealisiert werden dürfen. „Peer-Konzepte neigen dazu, die Sozialbeziehungen zwischen peers zu beschönigen und ihnen den Status einer harmonischen Sozialwelt zu unterstellen“ (Bauch 1997, 36). Gleichheit und Wechselseitigkeit als Merkmale von Peer-Beziehungen, werden von Kritikern als Mythen Erwachsener dargestellt, die die Realität krass verkennen (Kleiber 1999, 6). Denn auch in Peer-Beziehungen gibt es hierarchische Strukturen und Konflikte. Jugendliche sind darum bemüht, für sich selbst eine möglichst gute Stellung zu erreichen und zu erhalten. „Auch Jugendliche kämpfen um soziale Positionen (vielleicht sogar besonders), um soziale Rangplätze, und Peer Trainings erweisen sich – wider alle guten Absichten – nur als Elemente soziale Rangordnungen abzusichern“ (Kleiber et al. 1998, 17).

So sollte auch in Peer Involvement-Projekten das Thema Macht und soziale Stellung mit einbezogen und kommuniziert werden, um nachteiligen Strukturen vorbeugen zu können. Wichtig scheint es, sich vor Augen zu halten, dass Peer-Beziehungen von der Basis her zwar symmetrisch und gleichberechtigt sind, sie jedoch keineswegs konfliktfrei oder unhierarchisch sind und sich in Gruppen schnell starre Rollenzuweisungen herausbilden können (Bauch 1997, 36).

Die Hierarchie-Bildung spricht jedoch auch für das Konzept des Peer Involvements. Durch sie wird es möglich mit Hilfe von Meinungsführern und Meinungsführerinnen die Verbreitung von Informationen zu optimieren (ebd.).

8.1.5 Ab wann sind Gleichaltrige wirkliche Peers?

Überspitzt formuliert kann die These aufgestellt werden, dass ein Jugendlicher sobald er sich dafür entscheidet als Peer zu arbeiten, nicht mehr identisch mit der Zielgruppe ist und somit keinen ‚richtigen‘ Peer mehr darstellt. Bei der Person, die sich dafür entscheidet beispielsweise an einem Suchtpräventionsprojekt als Peer teilzunehmen, müssen bestimmte Interessen und eine gewisse Bereitschaft und Neigung vorhanden sein. Vielleicht sind diese Jugendliche besonders bereit über ihren eigenen Konsum nachzudenken und es besteht ein Wunsch zum Umdenken oder zu einer Verhaltensänderung bei sich oder bei anderen. Doch ist der Jugendliche damit noch identisch mit der anvisierten Zielgruppe von drogenkonsumierenden Jugendlichen, die vielleicht gar keinen Änderungswunsch aufweist?

Generell wird in Präventionsprojekten jedoch auch immer der konsumierenden Zielgruppe ein gewisses Maß an Veränderungsbereitschaft unterstellt, denn ansonsten wäre jedes Präventionsprojekt von Beginn an zum Scheitern verurteilt. So kann im Sinne des Peer Involvements darauf spekuliert werden, dass der veränderungsbereite Peer noch so nah an der Lebenswelt und dem Drogenkonsum der Zielgruppe ist, dass die Zielgruppe ihn als einen der ihren erkennt und sich mit Fragen an ihn wendet, seine Meinung anhört und ihn als authentisch akzeptiert.

Hier sei nochmals auf die schon erwähnte Problematik hingewiesen, dass der soziale Status oder der Bildungsabschluss zwischen Peers und Zielgruppe in einigen Projekten nicht identisch sind und sich auch in diesem Zusammenhang die Frage stellt, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit Peer und Zielgruppe als ausreichend ähnlich angesehen werden können, um noch von einem Peer-Verhältnis sprechen zu können. Hier besteht die Notwendigkeit nach mehr empirischen Studien und anderen methodischen Ansätzen die sich mit dieser Problematik auseinandersetzen.

8.1.6 Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit

Bei Präventionsprojekten geht es letztendlich darum, einem bestimmten unerwünschten Zustand vorzubeugen. Doch wer bestimmt, ob ein Zustand unerwünscht oder erwünscht ist? Wer bestimmt, ob jemand Hilfe benötigt, damit dieser Zustand eintritt oder nicht eintritt? Im Falle von Peer Involvement sind dies in der Regel nicht die Jugendlichen selber, sondern andere Erwachsene. Dies können Menschen aus der Gesundheits- oder Drogenpolitik, Lehrer, Eltern, Fachkräfte aus der Suchtarbeit

usw. sein. Indem Präventionsprojekte ins Leben gerufen werden, wird festgelegt, dass ein bestimmtes Verhalten, wie zum Beispiel der Konsum von Drogen unerwünscht ist und diesem vorgebeugt werden soll. Dies impliziert gleichzeitig eine Vorstellung von einem richtigen Zielzustand, zum Beispiel der Abstinenz (Sieber 1993, 62). Dieser richtige Zielzustand ist jedoch nicht aus sich heraus schlüssig, sondern ist mit bestimmten Ansichten, Bewertungen usw. verbunden, zu denen es auch immer eine Gegenposition geben und deren Beurteilung sich im Laufe der Zeit wandeln kann. Präventionspolitik geht daher auch immer Hand in Hand mit aktuellen Ansichten eines gesunden Lebens und Verhaltens und stellt die Erwartung auf, sich entsprechend formulierten Zielen zu verhalten. Hierdurch kann ein Druck zur Anpassung an nicht selbst festgelegte Ziele bestehen und „Prävention kann so zum Instrument der Anpassung und sozialen Kontrolle werden“ (ebd.).

Bei Peer Involvement-Projekten sollte deshalb nicht vergessen werden, dass die ‚guten Ziele‘ „in letzter Instanz von Erwachsenen gesetzt sind“ (Bauch 1997, 35) und das Selbsthilfepotential und die Kompetenzen der Jugendlichen dann in Folge genutzt werden, um diese Ziele zu verfolgen. „Keine peer-Strategie ist eine wirklich reine peer-Strategie (...), die peers sind die Vollstrecker einer nicht-peer-Strategie“ (ebd.). „Kritisch lässt sich formulieren, dass die Laienkompetenz und das Selbsthilfepotential der Peers lediglich benutzt wird für die Transmission der durch Experten formulierten Inhalte der Prävention“ (Barsch 1996, zit. n. Schmidt 2002, 129).

Bei jedem Projekt sollte überlegt und reflektiert werden, wer letztendlich die Ziele eines Projektes bestimmt hat, wem damit Bedarf an Hilfe zugeschrieben wird und wem die Verwirklichung dieser Ziele etwas nutzt. Gerade im Bereich der Suchtprävention sind solche Fragen sehr wichtig, da das Ziel Abstinenz oft angestrebt und Drogenkonsum als negativ bewertet wird. Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, dass der Drogenkonsum und Risikoverhalten im Jugendalter zahlreiche Funktionen erfüllen kann (vgl. dazu Kap. 2.3.2.2) und diese eine wichtige Rolle für die Entwicklung des Jugendlichen spielen und nicht ersatzlos entfallen sollten. Jugendliche selbst sehen wahrscheinlich in den meisten Fällen kein Bedarf an Hilfe und schätzen ihr eigenes Verhalten nur in Ausnahmefällen als problematisch ein. Ein Bedarf an Hilfe wird von außen durch andere Personen oder Institutionen zugeschrieben.

Hier soll kein Standpunkt vertreten werden, der sich für den Konsum von Drogen ausspricht. Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass dieser nicht einseitig als

negatives Verhalten bewertet werden soll, welches stets nachteilige Konsequenzen mit sich zieht. Vielmehr muss auch in Peer Involvement-Präventionsprojekten darauf geachtet werden, die Ursachen von Sucht mit einzubeziehen und vor allem die Jugendlichen zu erreichen, die sehr risikoreich konsumieren und bei denen der Konsum sehr wahrscheinlich kein vorübergehendes entwicklungsbedingtes Phänomen darstellt. So weist Silbereisen darauf hin, dass bei einer Chronifizierung des Substanzmissbrauchs interne psychische Faktoren einschließlich psychopathologischer Einflüsse gegenüber sozialen Erfahrungen überwiegen (1997, 197). Dies weist auf die schon mehrfach aufgestellte Forderung hin, dass jugendlichem Drogengebrauch nicht einfach durch das Aufstellen von Präventionsprojekten entgegengewirkt werden kann, sondern die Präventionsprojekte ganz genau auf die Zielgruppe abgestimmt werden müssen.

8.1.7 Peer Involvement als Eingriff in die jugendliche Subkultur?

Ein weiterer Punkt, der beim Peer Involvement kritisch beachtet werden muss, hängt wie im letzten Punkt mit dem Eingriff von Erwachsenen in den jugendlichen Lebensraum und in jugendliche Angelegenheiten zusammen. So gelten die „jugendspezifischen Settings als letzte Freiräume, in denen Jugendliche noch autonom und unter sich sind“ (Schmidt 2002, 139). Diese werden bei Peer Involvement-Projekten versucht systematisch und gezielt von außen zu beeinflussen, was einen Eingriff in eine ansonsten eigenständige Subkultur darstellt. „Der Versuch, Erziehungsintentionen der Erwachsenenwelt in peer-Prozesse einschleusen zu wollen, gleicht einem ‚systemfremden‘ Eingriff“ (Bauch 1997, 37).

Zu beachten ist hier, ob die Sozialisation und die Lernprozesse, die in der Peer-Group autonom ablaufen, durch den Eingriff von Erwachsenen oder das Einbringen von gezielten Botschaften gestört werden, so wie Bauch dies vertritt: „Diese Sozialisation unter Jugendlichen kann (...) nur dann funktionieren, wenn keine ‚gesellschaftlich gewünschten Werte‘ in dieses Gefüge implantiert werden“ (Bauch 1999, 8).

Jugendliches Verhalten und insbesondere jugendliches Risikoverhalten erfüllt einige Funktionen in der Entwicklung des Jugendlichen, die nicht generell unterbleiben sollten, da im Laufe des Jugendalters dieses Verhalten in aller Regel in einem gesellschaftlich akzeptierten und sozialverträglichen Verhalten im Erwachsenenalter mündet (Bauch 1997, 36). Wird dieses Verhalten von vorneherein unterbunden,

stellt sich die Frage, ob es dann nicht zu unerwünschten Nebeneffekten oder ausbleibenden positiven Effekten kommen kann. Generell sollte auch nicht vergessen werden, dass sich das jugendliche Risikoverhalten bei einem sehr großen Teil aller Jugendlichen nicht in eine problematische Richtung entwickelt und somit das Geschehen unter Gleichaltrigen in der Jugend als durchaus positiv betrachtet werden kann.

Insgesamt wird zu wenig beachtet, dass die ursprünglich positive Absicht und Zielsetzung von Peer Involvement-Programmen auch unbeabsichtigte Nebenfolgen haben kann. Die vordergründig guten Ziele können, auch abhängig von der Art des Projektes und den verwendeten Methoden, die Topographie der Peer-Group verändern und so unbeabsichtigt die positiven Effekte der in der Peer-Group ablaufenden Sozialisation hinter dem Rücken der Beteiligten negativ beeinflussen oder verhindern (Bauch 1999, 9). Besonders das ‚Hineinschleusen‘ von geschulten Meinungsführern und –führerinnen in einzelne Subkulturen ist kritisch zu betrachten. Auch ein positives Ziel legitimiert nicht immer den Einsatz der Mittel.

8.1.8 Instrumenteller Charakter von Peer Involvement

Peer Involvement kann im Vergleich zu herkömmlicher, traditioneller Pädagogik ein instrumenteller Charakter nachgesagt werden, da die Erziehungsintention verschwimmen kann (Bauch 1997, 35). Die klassische Rollenverteilung von Erzieher und zu Erziehendem ist beim Peer Involvement nicht klar erkennbar und so eindeutig auch nicht mehr vorhanden. Für die Zielgruppe ist unter Umständen gar nicht mehr erkennbar, dass sie Teil einer erzieherischen Intention ist (ebd., 36), da sie mit den Personen die ursprünglich Initiator dieser erzieherischen Intention sind, gar nicht mehr in Kontakt kommt und wenig Transparenz des Projektes vorhanden sein kann.

„Herkömmliche Pädagogik mit klarer Rollenverteilung und einsehbarem Curriculum kann Kind- und Jugendlicher-gerechter sein als peer-Konzepte, deren pädagogischer Impetus verschwimmt und damit die zu Erziehenden potentiell wehrlos macht.“ (Bauch 1998,36)

Nicht klar ist, ob der Adressat eines Projektes überhaupt weiß, dass der an ihn herantretende Jugendliche eine präventive Botschaft, in welcher Form auch immer, an ihn vermitteln möchte (Bauch 1999, 8). Hier wird von ‚Manipulation‘ und ‚heimlicher Verführung‘ gesprochen (ebd.).

Jugendliche dürfen nicht als ‚Informanten‘ ausgenutzt werden, die Informationen über Konsummuster und –verhalten erfahren und dann nur an Erwachsene weiterleiten sollen, damit diese gezielter auf die Zielgruppe einwirken können. „Es darf nicht darum gehen, Jugendliche als ‚Hilfspolizisten‘ gegenüber DrogenkonsumentenInnen zu missbrauchen oder die Aufgaben und die Verantwortung der Erwachsenen an sie abzuschieben“ (Priossl 1999, 14).

In Zukunft muss es darum gehen, diese potentiell sozialmanipulative Gefahr und den potentiell instrumentellen Charakter von Peer Involvement im Auge zu behalten und durch eine kritische Reflektion damit offen umzugehen und möglichst zu verhindern. Wichtig erscheint bei allen Projekten eine möglichst große Offenheit von möglichen Beteiligten untereinander.

8.1.9 Negative Konsequenzen des Peer-Sein

Peer Involvement-Programmen werden ins Leben gerufen, damit Jugendliche von diesen in ihrer Entwicklung profitieren. Doch nicht vergessen werden sollte, dass es durchaus auch die Möglichkeit gibt, dass unerwünschte negative Nebeneffekte auftreten können. So kann es Probleme in der Gruppe der Peers geben, wie zum Beispiel das Auftreten von Rivalität und Konkurrenz, sowie Autoritätsprobleme untereinander als auch mit den erwachsenen Koordinatoren (Schmidt 2002, 138). Daneben kann es zu Problemen und Neid mit Jugendlichen kommen, die vielleicht selber gerne Peers geworden wären oder mit der zeitweiligen Sonderstellung der anderen nicht gut zurechtkommen. Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass die Jugendlichen in eine Art Rollenkonflikt kommen und es ihnen schwer fällt, sich gegenüber anderen zu distanzieren. Hier besteht das Risiko, dass die Adressaten in bestimmten Situationen möglicherweise nicht erkennen, dass ihnen annähernd Gleichaltrige auch als Professionelle gegenüber stehen können und es zu grenzwertigem Verhalten oder Übergriffen kommen kann, gegen die sich der Jugendliche eventuell nicht adäquat zur Wehr setzen kann.

Der Mangel an finanziellen Mitteln, Zeit und fehlendes Engagement Beteiligter birgt die Gefahr einer Ausbeutung und Überforderung in sich (ebd.). Möglicherweise fühlen sich jugendliche Peers bestimmten Situationen nicht gewachsen und werden in ihrer Arbeit mit Situationen konfrontiert, mit denen sie nur schwer umgehen können und die sie beeinträchtigen. Besonders bei persönlichen Beratungen und längeren Einzelgesprächen, ist es wichtig den Peers genug Raum für Reflektionen, gemeinsamen Austausch und die Möglichkeit der Inanspruchnahme von Unterstützung

durch ausgebildete Professionelle anzubieten. Es ist wichtig und notwendig, die Jugendlichen in ihrer Tätigkeit nicht alleine zu lassen und diesen zu vermitteln, dass sie bei bestimmten Problemlagen und extremen Fällen ihrer ‚Kunden‘ diese an andere Institutionen weitervermitteln müssen (Miles-Paul 1992, 106). Proissl vertritt sogar die These, dass Peer Involvement immer nur eine Beratung darüber sein soll, welche Hilfemöglichkeiten zur Verfügung stehen und keine Beratung an sich (1999, 14). Dies ist jedoch in der Praxis nicht immer leicht zu trennen und wird auch bewusst anders umgesetzt. Eine Form der Supervision für die Jugendlichen erscheint jedoch generell sehr sinnvoll. Wichtig ist die Frage, wer die Verantwortung übernimmt, wenn Schwierigkeiten auftreten und wie mit Misserfolgen umgegangen werden soll (ebd.). Dies sollte in jedem Projekt mit bedacht werden.

Der Verlust der Rolle des Meinungsführers in der eigenen Peer-Group nach der Durchführung des Projektes kann ebenfalls ein Problem darstellen (Kern-Scheffeldt 2005, 7). Jugendliche können aufgrund ihrer Arbeit als Peer als ‚Überläufer‘ angesehen werden und ihre bisherige Stellung und ihr Ansehen in der Klasse oder im Freundeskreis verlieren. Werden für die Präsentation von Informationen unterrichtsähnliche Formen gewählt, besteht die Gefahr, dass die Jugendlichen unbeabsichtigt in eine Erzieherrolle geraten, in der sie von anderen Jugendlichen abgelehnt und ausgegrenzt werden (Proissl 1999, 13).

Jugendliche können also insgesamt in eine ambivalente Position durch ihre Rolle als Peer geraten. Wichtig ist, dass die Jugendlichen immer die Möglichkeit haben, nur das zu übermitteln, was sie selber vertreten und für wichtig erachten, damit sie immer authentisch in ihrer Position als Jugendlicher unter Jugendlichen bleiben. Ein Ausstieg aus dem Projekt sollte jederzeit möglich sein.

8.1.10 Vernachlässigung der Geschlechtsdifferenzen

Die meisten Suchtpräventionsprojekte sind entweder auf eine altersmäßig begrenzte Gruppe von Jugendlichen oder auf Jugendliche mit bestimmtem Konsumverhalten, Problemen oder Gefährdungen ausgerichtet. Hierbei besteht die Zielgruppe in der Regel sowohl aus Mädchen, als auch aus Jungen. Selten gibt es Projekte, die sich auf ein Geschlecht beschränken und geschlechtsspezifische Problemlagen oder Unterstützungsbedarf herausgearbeitet haben. Das Drogenkonsumverhalten von Jungen und Mädchen gleicht sich zwar in den letzten Jahren an, jedoch darf das nicht dazu führen, dass Jungen und Mädchen als eine homogene Gruppe betrachtet werden (Schmidt 1998, 115). Zwischen den beiden Geschlechtern gibt es

nach wie vor einige Differenzen, sowohl im Konsumverhalten, als auch in der Bereitschaft Unterstützung anzunehmen. Zusätzlich kann eine Verbindung zwischen geschlechtstypischen Lebens- und Problemlagen und dem Missbrauch von Suchtmitteln gesehen werden. Dies sollte in Peer Involvement-Projekten berücksichtigt werden, damit deren Erfolgchancen optimiert werden können und sowohl Mädchen als auch Jungen von ihnen gleichermaßen profitieren. So weist Seiffge-Krenke in einer Untersuchung darauf hin, dass Mädchen generell eher bereit sind als Jungen, sich helfen zu lassen und auch von beiden Geschlechtern als Helfer bevorzugt werden (1994, 185). Schmidt weist darauf hin, dass für Jungen schulische Schwierigkeiten von größerer Bedeutung für die Gewöhnung an riskanten Substanzkonsum sind, als für Mädchen (1998, 114). Für Mädchen jedoch Suchtpräventionsprogramme besonders aussichtsreich sind, in denen eine Erhöhung des Selbstwertgefühls angestrebt wird (ebd.). Dies können Hinweise sein, die in Bezug auf Peer Involvement-Programme weiterer Überprüfung und Ergänzung, generell aber vor allem einer Berücksichtigung bedürfen. Gerade im Jugendalter spielen geschlechtsspezifische Fragen eine große Rolle und für einen Jugendlichen kann es von entscheidender Bedeutung sein, an welches Geschlecht er oder sie sich mit einer Frage wendet oder ob geschlechtsspezifische Bedürfnisse und Wünsche bei der Gestaltung eines Projektes berücksichtigt werden. Es wäre folglich wünschenswert, wenn Peer Involvement-Projekte vermehrt auf geschlechtsspezifische Differenzen, sowohl die Gruppe der Peers als auch die Zielgruppe betreffend, eingehen würden. Vielleicht besteht auch die Notwendigkeit der geschlechtsspezifischen Bearbeitung einiger Themen.

8.1.11 Schwierigkeiten bei der Auswahl der Peers

Bei der Auswahl der Peers besonders im Bereich der Suchtprävention offenbart sich die Schwierigkeit, die ‚richtigen‘ Peers zu finden. Das heißt möglichst Meinungsführer, da diese den größtmöglichen Erfolg beim Erreichen der Zielgruppe versprechen. Vielleicht sind drogenkonsumierende Jugendliche in der Prävention unter anderem deshalb bisher so schwer zu erreichen, weil es kaum Jugendliche mit Einfluss auf ihre Peer-Group gibt, die Interesse an Präventionsprojekten haben und sich für die Teilnahme gewinnen lassen. Der Wunsch oder die Absicht, durch Meinungsführer diese Gruppen erreichen zu wollen, kann noch so gut und schlüssig sein, scheitert jedoch dann in der Praxis oft daran, dass die eigentliche Zielgruppe letztendlich nicht erreicht wird. Gerade Randgruppen und nonkonforme Peer-Groups definieren sich über ihren Status des Andersseins und sind sehr wahrscheinlich durch den

Einsatz von in anderen Gruppen als populär und beliebt angesehenen Jugendlichen, allgemein nicht erreichbar. So weist auch Kleiber darauf hin, dass „möglicherweise nicht die wirklich ‚at risk‘ lebenden Jugendlichen erreicht werden“ (Kleiber 1999, 6). Empirisch gesehen wird diese These dadurch belegt, dass bisher überwiegend Mittelschichtsangehörige und Mädchen als Peers rekrutiert wurden (ebd.). Hierdurch ergibt sich längerfristig ein Polarisierungseffekt, indem bestimmte Gruppen von Jugendlichen sich gegenseitig unterstützen und von Präventionsprogrammen erreicht werden, während ein anderer Teil der Jugendlichen kaum oder gar nicht erreicht und damit von Unterstützungsressourcen abgekoppelt wird (ebd.). Zudem müssten die Peers theoretisch aus der gleichen sozialen Schicht wie die Zielgruppe stammen. Angehörige oberer sozialer Schichten scheinen jedoch bei weitem häufiger an Gesundheitspräventionsprogrammen teilzunehmen. Dies scheint sich bisher in Peer Involvement-Programmen fortzusetzen, obwohl sich durch diese eigentlich ein verbesserter Zugang gerade zu sozial niedrigeren Schichten erhofft wird (Appel 2001, 222). In anderen Projekten kann ebenfalls festgestellt werden, dass bestimmte Gruppen, wie zum Beispiel Migranten, entweder gar nicht mit dem Projekt erreicht werden, oder überproportional häufig, früh aus dem Projekt aussteigen (vgl. z.B. Backes & Wronska 1999, 23). Auch könnten Ergebnisse von Peer Involvement-Programmen dadurch verfälscht werden, dass nur die positiv eingestellten Jugendlichen bei Projekten dabei bleiben und so Selektionseffekte entstehen, da die schon ausgestiegenen Jugendlichen aus der Auswertung herausfallen (Kleiber et al. 1998, 17). In dem Projekt ‚InTeam‘ stellt sich ergänzend dazu heraus, dass je nach Schulart unterschiedliche Effekte auftreten und die besten Ergebnisse bei Gymnasiasten und Gymnasiastinnen auftreten (Appel & Kleiber 2003, 358).

Insgesamt scheint empirisch noch nicht optimal erforscht zu sein, wie Zielgruppen tatsächlich, und mit welchen Effekten erreicht werden können und was genau bei der Auswahl und dem Einsatz der Peers entscheidend ist. Hier ist besonders der Bedarf an evaluierten Projekten hoch.

8.2 Kritische Betrachtung der *an.sprech.bar*

Im Anschluss an die Darstellung einiger kritisch zu betrachtender Punkte beim Peer Involvement-Ansatz allgemein, wird hier auf einige Aspekte des Projektes *an.sprech.bar* eingegangen, die kritisch betrachtet werden können, beziehungsweise bei denen es wünschenswert oder hilfreich gewesen wäre, wenn diese Beach-

tung gefunden hätten. In diesem Sinne, können die hier aufgeführten Kritikpunkte auch als mögliche Verbesserungsvorschläge für die zukünftige Arbeit verstanden werden.

8.2.1 Vernachlässigung von geschlechtsspezifischen Aspekten

Hierbei treffen einige der allgemeinen Kritikpunkte auch auf die Arbeit der *an.sprech.bar* zu. So wird die Zielgruppe der konsumierenden Adressaten generell eher als eine Gruppe betrachtet, in der geschlechtsspezifische Aspekte keine Beachtung finden. Auch auf die Gruppe nicht-deutscher Jugendlicher und junger Erwachsener, die möglicherweise eine besondere Problemgruppe im Bereich des Drogenkonsums darstellen, wird nicht speziell eingegangen. In dem Zusammenhang wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Gruppe der Peers zu gleichen Teilen aus Frauen und Männern bestanden hätte. Hier hat sich die Tendenz aus anderen Projekten bestätigt, dass oft mehr Mädchen und Frauen als Peers gewonnen werden können. Ebenso wäre es bei der Schulung der Peers optimaler gewesen, wenn die Schulung vor den Festivals sowohl von einem Mann als auch einer Frau durchgeführt worden wäre und nicht von zwei Männern.

8.2.2 Evaluation

Generell ist für weitere wissenschaftliche Erkenntnisse über Peer Involvement in der Suchtprävention und zur Überprüfung des Erfolgs der *an.sprech.bar*, die Evaluation dieses Projektes sehr wichtig, weshalb eine stärkere Konzentration auf diese zu allen Zeitpunkten wünschenswert gewesen wäre. Schwierigkeiten haben sich hierbei insbesondere bei der Verteilung der Fragebögen an die Adressaten auf den Festivals ergeben, so dass im Vergleich zu der Zahl der Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar*, vergleichsweise wenige Fragebögen ausgefüllt wurden. Möglicherweise könnte ein Grund dafür sein, dass das Verteilen von Fragebögen nur schwer mit dem ansonsten lockeren Auftreten der Peers und der *an.sprech.bar* zu vereinbaren ist.

Insgesamt wäre bei der Evaluation eine engere Zusammenarbeit und der Austausch mit schon evaluierten vergleichbaren Projekten von Vorteil gewesen, um so bestimmte Schwierigkeiten ausschließen zu können oder auch auf Besonderheiten bei dieser Art der Prävention eingehen zu können. Als mögliche vergleichbare Projekte hätten hier zum Beispiel das enterprise-partydrugsproject, Mindzone, Eve & Rave oder Rauschmusik herangezogen werden (vgl. BZgA 2002, 220-246).

8.2.3 Begriffliche Unklarheiten

Wie insgesamt in der Praxis und Theorie von Peer Involvement, so war auch bei allen am Projekt *an.sprech.bar* Beteiligten keine eindeutige Verwendung der verschiedenen Begriffe und Bezeichnungen dieser Methodik vorhanden. So wurden zwar Begriffe wie Peer Support, Peer Education oder Peer-to-Peer-Ansatz verwendet, ohne dass jedoch eine klare Definition dieser Begriffe vorhanden war.

8.2.4 Die Peers

Auch bei der Auswahl der Peers gibt es einige Aspekte, die nicht im Sinne des Peer Involvements durchgeführt wurden, so dass die Gruppe der Peers eine Gruppe darstellt, die nicht in allen Merkmalen der Adressatengruppe entspricht. So wurden die Peers nicht durch andere Gleichaltrige, sondern durch Mitarbeiter der Drogenhilfe vor allem durch Aushänge an der Universität und Fachhochschulen ausgewählt. Dadurch weisen die Peers durchschnittlich eine hohe Schulbildung auf und sind etwas älter, als die anvisierte Zielgruppe. Auch sind die Peers bis auf eine Ausnahme alle deutscher Abstammung und einige von ihnen haben bereits Erfahrung in der Suchtpräventionsarbeit. Gleichzeitig haben jedoch alle, bis auf einen Peer, selbst Erfahrung mit illegalen Drogen und entsprechen somit in einem wesentlichen Kriterium den Adressaten. Zusätzlich ist die geringe Zahl an Drop-outs von nur zwei Personen möglicherweise auf das enge Auswahlverfahren zurückzuführen.

Ein weiterer Punkt der im Sinne des Peer Involvements kritisch angemerkt werden kann, ist, dass das Konzept der *an.sprech.bar* als solches von Anfang an relativ fest stand. Hier ließe sich der Vorwurf der Instrumentalisierung und Manipulation von Jugendlichen einbringen (vgl. Kapitel 8.1), da die Peers nur wenig Einfluss auf die Gestaltung des Projektes an sich hatten. Abgeschwächt werden kann dieser Punkt durch das Evaluationsergebnis der Peers, welche die eigene Beteiligung und die Möglichkeit eigene Vorstellungen einzubringen als sehr gut bis gut bewerten.

Letztendlich stellt auch die *an.sprech.bar* einen Eingriff in jugendspezifische Lebenswelten dar, vielleicht sogar in besonderem Maße, da sie sich speziell an jugendspezifische Orte wie Festivals oder Jugendzentren begibt, um dort die Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu erreichen. Jedoch muss hier beachtet werden, dass ein eindeutiger Bedarf an suchtpreventiven Maßnahmen für Jugendliche und junge Erwachsene besteht und Maßnahmen die in diese Richtung abzielen, dringend erforderlich sind. Dabei ist es unmöglich, nicht in die Lebenswelt der Jugendli-

chen und jungen Erwachsenen einzugreifen, zumal sich die Lebenswelten von Jugendlichen und Erwachsenen in vielen Bereichen überschneiden oder sogar identisch sind. Die *an.sprech.bar* und ihr Präventionsansatz scheinen durch ihre Ausrichtung auf jugendspezifische Bedürfnisse, eine grundlegende akzeptierende Haltung und ihr jugendgerechtes Auftreten im Vergleich zu anderen Maßnahmen weniger ein Eindringen darzustellen als andere Ansätze.

9. Zusammenfassung und Ausblick

Auf der Basis der Sichtung und dem Vergleich von aktuell zu dem Thema Peer Involvement vorhandener Literatur und dem Vergleich von zahlreichen Projekten, habe ich in der vorliegenden Arbeit den Versuch unternommen, einen Überblick darüber zu geben, was unter Peer Involvement zu verstehen ist und was die Besonderheiten dieses Ansatzes, im Vergleich zu klassischen Suchtpräventionsprogrammen, sind. Hierbei ging es mir im Wesentlichen darum zu einer Vereinfachung, beziehungsweise zu einer möglichst klaren Darstellung der wesentlichen Merkmale der verschiedenen Ansätze von Peer Involvement beizutragen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszustellen. Damit die theoretischen Darstellungen des Peer Involvement-Ansatzes im Zusammenhang mit der aktuellen Situation stehen, habe ich zu Beginn anhand der Drogenaffinitätsstudie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung den aktuellen Drogenkonsum von Jugendlichen und jungen Erwachsenen beleuchtet. Darüber hinaus habe ich die Situation von Jugendlichen im Präventionssystem geschildert und einige jugendspezifische Besonderheiten bei der Betrachtung von Drogenkonsum im Jugendalter herausgearbeitet. Die terminologische Abgrenzung der verschiedenen Begriffe, die Darstellung notwendiger Bedingungen und erwünschter Effekte, die theoretische Fundierung und abschließend die Darstellung der kritischen Aspekte von Peer Involvement wurden des Weiteren dargestellt. Zur Verknüpfung der theoretischen Inhalte und der praktischen Umsetzung habe ich die Arbeit des Suchtpräventionsprojektes *an.sprech.bar* dargestellt, dieses vor dem theoretischen Hintergrund beleuchtet und einige Evaluationsergebnisse bei den Peers und den Adressaten diskutiert. Eine kritische Betrachtung der Konzeptionierung und Durchführung des Projektes, bildete hierbei den Abschluss.

Im Folgenden werde ich die wesentlichen Ergebnisse dieser Arbeit zusammenfassend darstellen, um anschließend auf mögliche Konsequenzen für die Praxis hinzu-

weisen. Zuerst stelle ich hierbei Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus dem theoretischen Teil dar, um anschließend auf die *an.sprech.bar* einzugehen.

9.1 Der theoretische Teil

Ergebnisse

Bei der Betrachtung des Suchtpräventionssystems in Deutschland sind einige jugendspezifische Defizite und Lücken zu erkennen. So ist festzustellen, dass besonders für konsumierende Jugendliche ein eher geringes Angebot besteht, so dass durch vorhandene Präventionsmaßnahmen meist nur drogenabstinente Jugendliche und drogenabhängige Erwachsene erreicht werden. Jugendliche und hier insbesondere konsumierende Jugendliche werden generell nur wenig durch die klassischen Hilfsangebote angesprochen, unter anderem weil eine oft hohe Zugangsschwelle zu überwinden ist oder Jugendliche ihren eigenen Konsum nicht als problematisch einschätzen und nur wenig Leidensdruck existiert.

Die Betrachtung von jugendlichem Drogenkonsum weist zwei Kennzeichen auf. Auf der einen Seite haben sich in den letzten Jahren keine extremen Veränderungen in den Konsummustern von Jugendlichen ergeben, obwohl dies oft so dargestellt wird. So ist der Tabakkonsum insgesamt leicht rückläufig und der Konsum illegaler Drogen ist relativ unverändert geblieben. Auf der anderen Seite fehlen hier jedoch eindeutige positive Veränderungen und besonders der Konsum von Cannabis und alkoholischen Mischgetränken weist in eine problematische Richtung, so dass hier Handlungsbedarf besteht. Besonders die Gruppe der 16- 19jährigen Jugendlichen ist als Gruppe erkennbar, die am meisten konsumiert und die kritischsten Konsummuster aufweist.

Darüber hinausgehend zeigt sich, dass der Konsum von Drogen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen insgesamt einige Besonderheiten aufweist und nicht mit dem Konsum von Drogen im Erwachsenenalter gleichgesetzt werden kann. Das Jugendalter hat zwar zentrale Bedeutung für die Entwicklung von Suchtstrukturen, die sich im Erwachsenenalter verfestigen und fortsetzen können, jedoch ist bei den meisten Jugendlichen der zum Teil exzessive Drogenkonsum ein vorübergehendes Phänomen. Risikoverhalten im Jugendalter, wozu auch der Drogenkonsum gezählt wird, kann eine positive Funktionalität für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben haben und entlastend wirken. Eine große Schwierigkeit und damit eine Herausforderung stellt jedoch die Unterscheidung zwischen Jugendlichen mit vorübergehendem ‚normalen‘ Konsum und solchen Jugendlichen die längerfristig schädliche

Konsummuster entwickeln, dar. Hierbei spielen zahlreiche Schutz- und Risikofaktoren sowie der Einfluss der Gleichaltrigengruppe eine wichtige Rolle. Eindeutige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge sind jedoch kaum erkennbar.

Insgesamt wird deutlich, dass im Bereich der Suchtprävention und hier besonders in einigen speziellen Bereichen und bei speziellen Gruppen von Jugendlichen ein großer aktueller Bedarf an neuen Maßnahmen vorhanden ist. Die jugendliche Zielgruppe weist dabei einen ganz anderen Bedarf auf, als das klassische Klientel der Suchthilfe.

Bei der Betrachtung der Vielfalt an Projekten, die sich selbst als Peer-Projekte betiteln, ist mir aufgefallen, dass in der aktuellen Literatur zahlreiche Bezeichnungen für diese Art der Arbeit nebeneinander existieren und nicht trennscharf voneinander abgegrenzt sind. Die Beschreibung der Merkmale von Peer Involvement, Peer Education, Peer Counseling, Peer Mediation, Peer Tutoring und Peer Support war Gegenstand des dritten Kapitels. Peer Involvement ist hierbei als eine Art Überbegriff für Projekte und Ansätze zu verstehen, die Jugendliche ausbilden, um andere Jugendliche über bestimmte Themen zu informieren oder zu beraten. Hierbei geht es besonders um eine glaubwürdige und altersgerechte Vermittlung von jugendspezifischen Themen. Die Gruppe der Gleichaltrigen und ihre vorhandenen Potentiale werden als kompetente Kraft angesehen, die zum Teil für mehr Effekte und bessere Ergebnisse bei der anvisierten Zielgruppe sorgen kann als klassische Programme, die auf einer hierarchischen Beziehung zwischen Erwachsenen und Jugendlichen aufbauen. Peer Involvement als Überbegriff für die anderen dargestellten Begriffe, weist zwar darauf hin, dass in solchen Projekten Jugendliche andere Jugendliche unterstützen, die genaue Art und Weise dieser Unterstützung kann sich jedoch unterscheiden. Diese Differenzierungen in der Einbeziehung Gleichaltriger werden in den anderen Bezeichnungen deutlich. Bei Peer Education steht die Informationsvermittlung und die Weitergabe von Wissen im Vordergrund. Peer Education-Programme weisen oft Ähnlichkeiten zum klassischen Erziehungssetting auf, hier werden beispielsweise Informationen in unterrichtsähnlichen Formen von Jugendlichen an andere Jugendliche weitergegeben. Hierbei können der pädagogische, der niedrigschwellige, der gemeindeorientierte und der Diffusions-Ansatz unterschieden werden. Beim Peer Counseling dagegen ist festzustellen, dass hier die beratende Tätigkeit im Vordergrund steht. Oft selbst mit bestimmten Problemen oder Erfahrungen konfrontierte Jugendliche beraten andere Jugendliche in einem geschützten Rahmen meist in einem Zweiergespräch, so dass die Möglichkeit besteht sich auch über persönliche Sachverhalte auszutauschen, ohne dass negative Reaktionen von

anderen befürchtet werden müssen. Peer Mediation beschreibt eine Art Konfliktvermittlung und Streitschlichtung. Ein unparteiischer Jugendlicher, der als Mediator oder Mediatorin ausgebildet wurde, wird bei dem Auftreten eines Konfliktes, den die Beteiligten zur Zeit alleine nicht zufrieden stellend lösen können, hinzugezogen und versucht gemeinsam mit den Beteiligten, ohne das Eingreifen anderer Erwachsener, zu einer für alle zufrieden stellenden Lösung zu finden. Peer Tutoring bezeichnet die Begleitung und Betreuung von meist etwas jüngeren Mädchen und Jungen durch Jugendliche, die sie besonders bei der Aneignung und Vertiefung von Wissen unterstützen. Peer Support hingegen bildet unter den hier dargestellten Ansätzen eine Ausnahme, denn Peer Support ist kein von außen initiiertes Verfahren, sondern von Peer Support wird gesprochen, wenn sich Menschen in ähnlicher psychosozialer Lebenslage zusammenschließen und sich im Sinne von Selbsthilfe aus sich selbst heraus gegenseitig unterstützen. Die dabei angestrebten Ziele entstehen aus der Gruppe heraus und werden nicht von unabhängigen Dritten formuliert. Insgesamt wird deutlich, dass alle Ansätze die auf Peer Involvement beruhen, den erwünschten Erfolg darin sehen, dass Menschen, die mit ähnlichen Problemen konfrontiert werden oder eine aktuell vergleichbare Lebenssituation aufweisen, am besten dazu geeignet sind sich gegenseitig zu unterstützen und zu helfen und dadurch in Präventionsprojekten die besten Ergebnisse erreicht werden. Zusammenfassend ist festzustellen, dass sich trotz des zum Teil widersprüchlichen und variierenden Gebrauchs der Terminologie einschließlich neu aufkommenden Bezeichnungen rund um das Thema Peer Involvement, fast alle Projekte unter eine der hier dargestellten sechs Bezeichnungen einordnen lassen.

Historisch gesehen findet sich der Einsatz von Kindern oder Jugendlichen für ihresgleichen schon eine längere Zeit. So gehen Beschreibungen bis ins erste Jahrhundert zurück. Allerdings stand die eigene Qualität der Gleichaltrigenbeziehungen dabei nicht im Vordergrund, sondern Kinder und Jugendliche erfüllten stellvertretend für Erwachsene verschiedene Funktionen. Der Peer Involvement-Ansatz als solcher ist im englischsprachigen Bereich seit den 60er Jahren und in europäischen Ländern seit den 90er Jahren zu finden. Die aktuell anzufindende Vielfalt an Peer Involvement-Projekten im europäischen und deutschen Raum, ist das Ergebnis einer schnellen Verbreitung in den letzten Jahren.

Bei den Beteiligten an Peer Involvement-Projekten sind zusammenfassend insgesamt drei Gruppen von wesentlicher Bedeutung: die Peers, die Adressaten und die erwachsenen Fachkräfte. Die Peers sind die Jugendlichen, die anhand verschiede-

ner Auswahlkriterien ausgesucht werden, um andere Jugendliche oder junge Erwachsene mit denen sie bestimmte Eigenschaften teilen, in verschiedensten Projekten über bestimmte Themen zu informieren, Diskussionsmöglichkeiten zu eröffnen oder zu beraten. Die Peers sollen in Peer Involvement-Projekten in der Regel als Multiplikator fungieren. Es wird sich erhofft, dass durch die Peers weitergegebene Informationen besonders gut aufgenommen und über die Gruppe der Adressaten hinaus weiter verbreitet werden. In einigen Projekten werden besonders gute Ergebnisse dadurch erhofft, dass sogenannte Meinungsführer unter den Peers eingesetzt werden. Unter Meinungsführern sind Jugendliche zu verstehen, deren Meinung und Verhalten von anderen Gleichaltrigen besonders geschätzt und aufgrund dessen bevorzugt nachgeahmt wird. Werden solche Jugendliche als Peers eingesetzt, wird sich erhofft, dass deren gesundheitsbewusstes Verhalten von den anderen Jugendlichen übernommen wird.

Als Adressaten wird die zweite Gruppe der beteiligten Jugendlichen bezeichnet. Dies sind die Jugendlichen, die durch ein Peer Involvement-Projekt über bestimmte Gefahren aufgeklärt werden sollen und allgemein die Nutznießer eines solchen Projektes sein sollen. Hier hat sich herausgestellt, dass die genaue Eingrenzung und Bestimmung der Gruppe der Adressaten und die genaue Ausrichtung eines Projektes auf die anvisierte Gruppe, von wesentlicher Bedeutung für den Erfolg eines Projektes ist.

Die erwachsenen, meist pädagogische Fachkräfte, sind ebenfalls wesentlich für ein Peer Involvement-Projekt. Sie sorgen für passende Rahmenbedingungen, führen die Schulungen durch und stehen den Peers zu allen Zeiten hilfreich zur Seite. Während der konkreten Durchführung des Projektes sind sie mehr im Hintergrund tätig, da hier besonders die Peers aktiv werden. Für die erfolgreiche Durchführung von Projekten hat sich gezeigt, dass ein insgesamt neues Rollenverständnis und eine veränderte Beziehung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen nötig sind. Erwachsene geben einen Großteil von Verantwortung an die Jugendlichen ab und sie müssen ein generelles Vertrauen in die Kompetenzen der Jugendlichen haben.

Betrachtet man diese drei Gruppen insgesamt, ergeben sich für alle positive Effekte durch die Beteiligung an Peer Involvement-Projekten. Sowohl bei den Peers, als auch bei den Adressaten wird oft ein Wissenszuwachs, eine Einstellungs- und idealerweise eine Verhaltensänderung angestrebt. Die besten Ergebnisse sind hier bei den Peers zu finden. Durch die intensive, auch persönliche und oft längerfristige Auseinandersetzung mit einem Thema in den Schulungen, bei der Projektdurchführung und im Kontakt mit anderen Personen, wirkt sich die Teilnahme oft förderlich auf die persönliche Entwicklung aus. Die Adressaten erfahren eine qualifizierte,

speziell auf sie abgestimmte Information und Hilfestellung, was ebenfalls zu positiven Effekten führen kann. Da sie in der Regel jedoch kürzer und weniger intensiv mit einem Thema konfrontiert werden, profitieren sie weniger als die Peers. Die erwachsenen Beteiligten profitieren insofern, dass sie sich zusammen mit den Jugendlichen auf einen gemeinsamen Lernprozess einlassen, in der Arbeit mit Jugendlichen neue Erfahrungen machen und für jugendspezifische Belange sensibilisiert werden. Dies gilt auch für andere Personen im Umfeld des Projektes, wie Eltern und Lehrer und Lehrerinnen und auch die Öffentlichkeit.

Bei der Betrachtung der Schule als Ort der Suchtprävention ist festzuhalten, dass sie über einige günstige Bedingungen verfügt. Da hier alle Kinder und Jugendliche bis zu einem gewissen Alter erreicht werden können, können hier sowohl strukturelle, als auch persönlichkeitsstärkende Maßnahmen intensiver als bisher verankert werden. Hierbei sind jedoch Veränderungen in dem doch meist sehr starren System Schule vonnöten. Neue Kapazitäten bietet hier möglicherweise die Ausweitung der Ganztagschulen, die mehr Raum für die Vermittlung von allgemeinen Kompetenzen und fachunabhängigem Wissen bieten.

Bei der Beleuchtung des theoretischen Hintergrundes von Peer Involvement hat sich herausgestellt, dass dieser breit gefächert ist, generell jedoch in den zahlreichen Praxisbeschreibungen von Peer Involvement, meist wenige, kurze oder nur allgemeine Hinweise auf die Theorie vorhanden sind. Ich habe die verschiedenen Hinweise zusammengefasst und intensiver beleuchtet. Eine besondere Rolle spielt hierbei die Entwicklungspsychologie und insbesondere die Aufgaben und Funktionen der Gleichaltrigengruppe. Die symmetrische Struktur von Beziehungen unter Gleichaltrigen ermöglicht besondere Lernprozesse. In der Gleichaltrigengruppe eignen sich Jugendliche eine Vielzahl von Fähig- und Fertigkeiten an, hier erhalten sie ein großes Maß emotionaler Zuwendung und Unterstützung. Wächst ein Kind oder Jugendlicher heute ohne die Einbindung in ein Netz von Gleichaltrigen und Freunden auf, kann dies eindeutig als Risikofaktor und Gefahr für eine gesunde Entwicklung angesehen werden. So hat die Gleichaltrigengruppe beispielsweise Einfluss auf die Identitätsentwicklung, die Ablösung vom Elternhaus oder das Sozialverhalten. Sie kann jedoch auch einen negativen Einfluss auswirken, der besonders im Bereich des Risikoverhaltens deutlich wird.

Neben der Entwicklungspsychologie haben wir die Bedeutung des Modelllernens, die Theorie der sozialen Impfung und die Theorie der Diffusion von Informationen als theoretische Basis für Peer Involvement betrachtet. Die Gemeindepsychologie

und die mit ihr verbundenen Themen Partizipation und Empowerment spielen besonders in Hinblick auf die Sensibilisierung und die Verbreitung jugendspezifischer Belange und für die Anerkennung jugendlicher Kompetenzen eine besondere Rolle. Abschließend habe ich in diesem Kapitel die Jugend- und Szenesprache als Eigenheit von jugendlichen Subkulturen betrachtet. Hierbei ist deutlich geworden, dass nur Mitglieder der gleichen Szene oder Jugendliche mit einem ähnlichen Alter die ‚gleiche‘ Sprache sprechen und so zu einer besonders guten und leichten Verständigung untereinander beitragen können.

Die Arbeit endet mit einer kritischen Betrachtung des Peer Involvement-Ansatzes, die sowohl Praktiker, als auch Theoretiker darauf hinweisen soll, dass Peer Involvement kein Ansatz ist, der aufgrund seiner momentanen starken Verbreitung leichtfertig übernommen oder zu idealistisch betrachtet werden sollte. Dies stellt auch gleichzeitig den ersten Kritikpunkt dar, der auf die bisher mangelnde empirische Nachweisbarkeit dieses Ansatzes hinweist. Es stellt sich die Frage, ob klassische Präventionsprogramme nicht vielleicht wirksamer oder gleich wirksam sind. Des Weiteren ist offen, ob Peer Involvement tatsächlich eine Methode darstellt, die den beteiligten Jugendlichen Möglichkeiten zur Partizipation bietet, oder einen Eingriff in die jugendliche Subkultur darstellt, der einen stark instrumentellen Charakter hat und Jugendlichen einen Bedarf an Hilfe von außen zuschreibt. Es wird darauf hingewiesen, dass Jugendliche und auch die Gruppe der drogenkonsumierenden Jugendlichen nicht als einheitliche Gruppe betrachtet werden kann. Unterschiede in Herkunft, Alter und nicht zuletzt Geschlecht sind wichtige Eigenschaften, die nicht vernachlässigt werden dürfen. Von einigen Kritikern wird darauf hingewiesen, dass Peerbeziehungen in Peer Involvement-Projekten beschönigt dargestellt und verstanden werden und dass die Teilnahme an Peer Involvement-Projekten möglicherweise sogar negative Auswirkungen für Jugendliche haben kann. Nicht zuletzt ist anzumerken, dass es fragwürdig ist, ob die wirklich gefährdeten Jugendlichen und Subgruppen überhaupt durch Peer Involvement erreicht werden können.

Schlussfolgerungen

Im Bereich der Suchtprävention zeigt sich, dass für Jugendliche, die generell nicht als einheitliche Gruppe betrachtet werden können, ein besonderer Bedarf an sekundärpräventiven Maßnahmen für Jugendliche und junge Erwachsene besteht. Wünschenswert wären hier Maßnahmen, die an die Lebenswelt und die Bedürfnisse der Konsumenten und Konsumentinnen angepasst sind. Dazu gehört auch eine Heran-

gehensweise, die grundsätzlich akzeptiert, dass viele Jugendliche und junge Erwachsene Drogen nehmen und ein grundsätzliches Verbot oder eine ausschließlich auf Abstinenz ausgerichtete Haltung relativ wirkungslos sind. Ein umfassendes frühzeitiges Präventionssystem, welches in vielen Lebensbereichen verankert wird und auf die Förderung allgemeiner Lebenskompetenzen abzielt, könnte einer Gefährdung zusätzlich vorbeugen. Nicht vernachlässigt werden darf jedoch auch, dass trotz relativ konstanter Konsumzahlen bestimmte Untergruppen einen erhöhten und zunehmend gefährlichen Konsumverhalten zeigen. Hier gilt es für die Zukunft, diese Gruppen besser identifizieren zu können und speziell auf diese Gruppe ausgerichtete Maßnahmen, vielleicht auch substanzspezifisch, aufzustellen. Eine verstärkte Hinwendung zu, und Förderung von protektiven Faktoren könnte eine positive Entwicklung möglicherweise begünstigen. So könnte das Konzept der Salutogenese auch im Bereich der Suchtprävention wertvolle Ansatzpunkte bieten.

Zusätzlich halte ich es jedoch für notwendig, dass insgesamt in unserer Gesellschaft ein Umdenken und ein anderer Umgang mit Sucht und Suchtstoffen stattfinden muss, wenn Jugendliche und junge Erwachsene sich in ihrem Konsumverhalten ändern sollen. Besonders Erwachsene müssen sich darüber im Klaren sein, dass sie durch ihr eigenes Verhalten maßgeblich dazu beitragen, welche Einstellung Kinder und Jugendliche zu Suchtstoffen entwickeln. Besonders der Konsum von Alkohol, als gesellschaftlich tolerierte und akzeptierte Droge mit gravierenden Auswirkungen auf den Konsumenten und auf seine unmittelbare Umwelt, bedarf meiner Meinung nach einer stärkeren Sensibilisierung und Beschränkung.

Damit insgesamt der gesamte Bereich Peer Involvement, Peer Education usw. übersichtlicher wird, wäre es zukünftig wünschenswert, wenn es zu einer Vereinheitlichung der Bezeichnungen von solchen Projekten kommen würde. Dies hätte auch zur Folge, dass Projekte besser miteinander verglichen und positive Ergebnisse dadurch leichter von Projekt zu Projekt übertragen werden könnten. Das soll nicht heißen, dass Peer Involvement-Projekte sich aneinander angleichen sollen, in dem Sinne, dass die Vielfalt dieser Projekte verloren geht. Vielmehr sehe ich einen Bedarf darin, dass geklärt wird, was unter Peer Involvement zu verstehen ist und welche Besonderheiten, die dann auch in der Realisierung von Projekten berücksichtigt werden sollten, Peer Involvement ausmachen. Nicht jedes Projekt, was in irgendeiner Form mit Jugendlichen oder jungen Erwachsenen arbeitet, sollte sich so nennen dürfen. Vergleichbare Evaluationsstudien und die realistische Betrachtung der Ergebnisse sind hier zu einer Optimierung notwendig. Einzelne Projekte sollen sich möglichst an schon vorhandenen Ergebnissen ausrichten, um so ihre praktische

Arbeit verbessern zu können. Die scheinbare Plausibilität und die schlüssig erscheinende Theorie allein reichen kaum aus, um erfolgreich arbeiten zu können. Hierzu gehört auch, dass besonders die kritischen und bisher nicht abschließend auszuschließenden möglichen negativen Konsequenzen verstärkt beachtet und praktisch berücksichtigt werden. Auch hier reicht das Wissen über mögliche Gefahren nicht aus, sondern bedarf einer praktischen Umsetzung. Hierzu gehört eine größtmögliche Transparenz aller Vorgänge, Ziele und Methoden eines Projektes für alle direkt und indirekt Beteiligten, sowie für die Öffentlichkeit.

Im Sinne des Empowerments und des Partizipationsgedankens weisen Peer Involvement-Projekte schon in die richtige Richtung. Eine stärkere Verankerung dieser Gedanken in möglichst vielen Lebensbereichen von Jugendlichen wäre wünschenswert. Dies stellt eine besondere Herausforderung dar, da der Anteil von Kindern und Jugendlichen an der Bevölkerung schon rein statistisch zurückgeht und somit die Belange von Kindern und Jugendlichen leichter ‚vergessen‘, beziehungsweise von anderen Problemen in den Hintergrund verdrängt werden. Vergessen werden darf dabei jedoch auch nicht, dass die jugendliche Lebenswelt als solche erhalten bleiben muss, da sie wichtige Aufgaben und Funktionen für die Entwicklung erfüllt. Diese eigenen Räume der Jugendlichen dürfen nicht vollständig mit anscheinend guten Absichten und Zielen von Erwachsenen durchdrungen werden, sondern sollten als eigenständige gesellschaftliche Probestadien erhalten bleiben.

Im Bereich der Schule ist eine stärkere Verankerung von Präventionsprogrammen dringend vonnöten. Hier liegen viele Potentiale ungenutzt brach und es bedarf in der Zukunft einiger Veränderungen, damit Suchtpräventionsprogramme wie Peer Involvement stärker als bisher in der Schule verankert werden können. Die Schule muss sich mehr ihrer erzieherischen und gesellschaftlichen Verantwortung stellen und Schülerinnen und Schüler in ihrer Lebenskompetenz durch vielfältige Angebote früh genug fördern. Eine Abkehr weg vom reinen Leistungsdenken und von einer stark hierarchisch organisierten Beziehung zwischen Lehrern und Schülern scheint dafür notwendig zu sein.

9.2 Die *an.sprech.bar*

Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Bei der Betrachtung und Untersuchung des Projektes *an.sprech.bar* habe ich festgestellt, dass sich die verschiedenen drei Phasen (Festival & Club, Schule und Ju-

gendzentrum) bedingt durch die unterschiedlichen Orte, Arbeitsansätze, Beteiligten, Zielsetzungen und Methoden verschiedenen theoretischen Ansätzen des Peer Involvements zuordnen lassen. Dadurch ergeben sich auch jeweils für die Gruppe der Peers und die Gruppe der Adressaten anders gelagerte Effekte. In allen drei Bereichen verfolgt die *an.sprech.bar* jedoch gemeinsame Hauptziele. So stehen die Suchtprävention und die Verhinderung der Entwicklung und Verfestigung von gesundheitsriskanten Konsummustern bei Jugendlichen, auf der Basis einer Auseinandersetzung mit eigenen Konsummustern im Mittelpunkt. Dazu gehört auch die Anbindung von Szenegängern und Drogenkonsumenten an das Drogenhilfesystem. Durch die Vermittlung von Informationen über Drogen und ihre Wirkungen, sowie durch die Förderung von kritischen Einstellungen und einer Unterstützung bei dem Wunsch nach Verhaltensänderungen sollen die Jugendlichen durch die *an.sprech.bar* unterstützt werden. In einigen der hier dargestellten Evaluationsergebnissen lässt sich erkennen, dass durchaus solche Effekte bei den Peers und Adressaten zu finden sind. So ist bei den Peers ein deutlicher Wissenszuwachs zu erkennen und ein Großteil der Besucher und Besucherinnen der *an.sprech.bar* kann sich vorstellen aufgrund des Kontaktes mit der *an.sprech.bar* über die Vor- und Nachteile des eigenen Konsums nachzudenken und möglicherweise weniger riskant zu konsumieren. Hier sind jedoch die endgültigen und vollständigen Ergebnisse der Evaluation abschließend zu betrachten.

Abschließend habe ich auf einige Aspekte der *an.sprech.bar* hingewiesen, die kritisch betrachtet werden können. Hier erscheint es wichtig diese bei der weiteren Fortführung des Projektes wahrzunehmen und zu berücksichtigen. Letztendlich wird beispielsweise der stärkere Einbezug von Jugendlichen und jungen Erwachsenen schon in der Phase der Projektplanung wahrscheinlich zu noch besseren Effekten bei der anvisierten Zielgruppe führen. Der Vergleich oder die Zusammenarbeit mit anderen vergleichbaren Projekten mit dem Ziel einer vertieften wissenschaftlichen Fundierung und Optimierung dieser Form der Suchtprävention ist zusätzlich zu fordern und anzustreben.

9.3 Fazit

Hier möchte ich noch mal auf den Titel dieser Arbeit Bezug nehmen. Ich habe versucht der Frage nachzugehen, ob Peer Involvement eine neue Chance in der Suchtprävention mit Jugendlichen darstellt. Abschließend bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass dies der Fall ist. Ich denke, dass diese Form der Suchtprävention einige Chancen bietet, eine bisher schwer zu erreichende Zielgruppe zu erreichen

und so möglichen, zum Teil schwerwiegenden Folgeschäden eines missbräuchlichen Drogenkonsums oder einer manifesten Abhängigkeit vorzubeugen, beziehungsweise diese zu mildern. Selbstverständlich sehe ich auch einige Einschränkungen und Probleme (vgl. Kapitel 8), die in der Praxis beachtet werden müssen, damit dieser Ansatz auch aus der Sicht der beteiligten Zielgruppe ein Ansatz ist, der zur Förderung von Kompetenzen, Ressourcen und Gesundheit führt. So muss man sich vor Augen halten, dass dieser Ansatz an bestimmte Grenzen stößt und beispielsweise kein Ersatz für professionelle psychotherapeutische Hilfe darstellt. Vielmehr sehe ich ein Bedarf und eine Aufgabe von Peer Involvement darin, protektive Faktoren mehr in den Mittelpunkt zu setzen und möglicherweise verstärkt mit dem Ziel der Salutogenese zu arbeiten. Hierbei gilt es auch ‚gelungenen‘ Substanzkonsum zu beobachten und herauszuarbeiten, welche Faktoren diesen ausmachen. Generell scheint es im Peer Involvement noch ein Defizit bei der Beachtung von Ursachen möglicher Drogenabhängigkeit zu geben. Letztendlich stellt Peer Involvement keine Wunderwaffe dar, mit der Drogenkonsum im Jugendalter bekämpft oder verhindert werden kann. Der Konsum psychoaktiver Substanzen weist menschengeschichtlich eine lange Tradition auf und ist in allen Kulturen und Altersklassen zu finden und wird auch in Zukunft immer eine Rolle spielen.

Die *an.sprech.bar* stellt dabei für mich ein innovatives und effektives Projekt dar, welches im Sinne der Notwendigkeit vermehrter sekundärpräventiver und akzeptanzorientierter Maßnahmen in der Suchtprävention in die richtige Richtung zielt. Für die Zukunft wäre es wünschenswert, wenn sich Peer Involvement-Projekte sowohl im Bereich einer allgemeinen Förderung von Jugendlichen und deren Partizipations- und Mitbestimmungsmöglichkeiten, als auch in speziellen Problembereichen wie dem Drogenmissbrauch weiter verbreiten. Notwendig ist hierbei die Ausrichtung auf demographische, soziale, kulturelle, ökonomische, geschlechtsspezifische und weitere Besonderheiten einer Zielgruppe. Bei einer Einbindung in umfangreiche und verzweigte Präventionsprogramme sehe ich dabei die besten Erfolgsaussichten. Kritisch hinterfragt werden sollte jedoch immer, wer einen Bedarf diagnostiziert und mit welchen Absichten bestimmte Projekte ins Leben gerufen werden.

So bleibt abschließend zu wünschen, dass sich der derzeitige ‚Boom‘ von Peer Involvement-Projekten in einigen Bereichen, hin zu langfristigen und in möglichst vielen Bereichen etablierten Präventionsangeboten entwickeln wird.

10. Literaturverzeichnis

10.1 Veröffentlichte Quellen

- Allenspach, Monika; Raths, Andrea. 1997. *Partydrogen und Sekundärprävention*. Solothurn: Nachtschatten
- Appel, Elke. 2001. *Auswirkungen eines Peer-Education-Programms auf Multiplikatoren und Adressaten – eine Evaluationsstudie*. Freie Universität Berlin, Dissertation.
- Appel, Elke; Kleiber, Dieter. 2003 „Auswirkungen eines Peer-Education-Programms zu Liebe, Sexualität und Schwangerschaftsverhütung auf Multiplikatorinnen und Multiplikatoren sowie Adressantinnen und Adressaten.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Armbrust, Joachim. 2003. „jugendline.de – Jugendliche beraten Jugendliche“. In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz. 284-297.
- Backes, Herbert; Wronska Lucyna. 1999. „Peer Education: Ein Weg in der interkulturellen Sexualpädagogik.“ In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). *Forum Sexualaufklärung und Familienplanung 2*, 22-24.
- Backes, Herbert; Schönbach, Karin. 2002. *Peer Education – Ein Handbuch für die Praxis*. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Kooperation mit dem Landesamt für Gesundheit und Soziales Berlin (Hg.).
- Bauch, Jost. 1997. „Peer-Education und Peer-Involvement. Ein neuer Königsweg in der Gesundheitsförderung?“ In: *Prävention 2*. 35-37.
- Bauch, Jost. 1999. „Selbstbefähigung oder Manipulation? Eine Contra-Position zur Peer-Education.“ *Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention*. 4, 8-9.
- Breidenstein, Georg; Kelle, Helga. 1998. *Geschlechteralltag in der Schulklasse*. Weinheim: Juventa.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.). 1999. *Kinde – und Jugendhilfegesetz. Achtes Buch Sozialgesetzbuch*. Bonn.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). 2004. *Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004. Teilbänder: Alkohol, Rauchen und Illegale Drogen*. Köln.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). 2002. *Drogenkonsum in der Partyszene: Entwicklungen und aktueller Kenntnisstand. Band 19 Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung*. Köln
- Caesar, Victoria. 2004. *Verbreitung, Umsetzungspraxis und Wirksamkeit von Peer Mediation im Kontext schulischer Gewaltprävention*. Köln. [Dissertation]

- Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hg.). 2005. *Drogen- und Suchtbericht*. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung. Bonn.
- Duden: Das Fremdwörterbuch. 2001. Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG, Mannheim.
- Farke, Walter; Hurrelmann, Klaus; Alte-Teigeler, Antje. 1998. „Die vergessene Klientel – suchtgefährdete Jugendliche.“ *Prävention* 1, 18-21.
- Fend, Helmut. 2003. *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske+Budrich
- Gerdes, Ruth u.a. (Hg.).1998. *Viele Wege führen nach Rom. Dokumentation der Fachtagung Peer Education*. Berlin.
- Gerhard, Horst. 2003. *Zwischen Lifestyle und Sucht: Drogengebrauch und Identitätsentwicklung in der Spätmoderne*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Glück, Winfried. 1998. „'Teenager-teaching' – was soll das?“ In: *Prävention. Zeitschrift für Gesundheitsförderung*. 2, 58-60.
- Gomolzig, Kathrin. 1999. „Jugendliche können´s besser... oder billiger?“ *Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention*. 4, 3.
- Grüner, Thomas; Hilt, Franz. 1999. „Die Kirche im Dorf lassen: Vorteile, Grenzen und Konsequenzen der Peer-Mediation an Schulen.“ In: *Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention*. 4, 10-12.
- Gudjons, Herbert. 2001. *Pädagogisches Grundwissen*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Habermas, Tilman. 2002. „Substanzmissbrauch und Ess-Störungen.“ In: Oerter, Ralf; Montada, Leo (Hg.). *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Beltz, 847-858.
- Herriger, Norbert. 1997. *Empowerment in der Sozialen Arbeit*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hurrelmann, Klaus.1994. *Sozialisation und Gesundheit: somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf*. Weinheim: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus. 2004. *Lebensphase Jugend*. Weinheim: Juventa.
- Junglas, Jürgen. 2002. „Allgemeine Psychotherapie“ In: Fengler, Jörg (Hg.). *Handbuch der Suchtbehandlung: Beratung, Therapie, Prävention*. Landsberg / Lech: ecomed, 25-31.
- Kahr, Claudia. 1999. *Peer group education: Manipulation oder Partizipation?* Land-schaftsverband Westfalen-Lippe (Hg.), Münster.
- Kahr, Claudia. 2003. „Orientierungspunkte für Peer-Education-Projekte. Ideen und Visionen.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.

- Kästner, Mandy. 2003. „Peer-Education – ein sozialpädagogischer Arbeitsansatz.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Kammerer, Bernd. 2001. *Starke Kinder – keine Drogen: Das Projekthandbuch zur Suchtprävention mit Kindern*. Nürnberg: emwe.
- Kern-Scheffeldt, Walter. 2005. „Peer-Education und Suchtprävention.“ *SuchtMagazin*. 5, 3-10.
- Keupp, Heiner. 2000. *Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Heranwachsenden*. München: Sozialpädagogisches Institut im S.O.S. Kinderdorf e.V.
- Kleiber, Dieter; Appel, Elke; Pforr, Petra. 1998. „Peer Education in der Präventionsarbeit.“ In: Gerdies, Ruth u.a. (Hg.). *Viele Wege führen nach Rom. Dokumentation der Fachtagung Peer Education*. Berlin: Landesamt für Gesundheit und Soziales.
- Kleiber, Dieter. 1999. „Empowerment und Partizipation: Chancen von Peer-Education in der Präventionsarbeit.“ *Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention*. 4, 4-7.
- Kleiber, Dieter; Appel, Elke. „Modellprojekt ‚Peer education zu Liebe, Sexualität und Schwangerschaftsverhütung‘.“ <ipg.psychologie.fu-berlin.de/projekte/peer_education.html> (16.08.2005).
- Koller, Gerald. 1999. *MEET THE NEED – Curriculum zur suchtpreventiven peer group education in der außerschulischen Jugendarbeit*. Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hg.).
- Krappmann, Lothar. 1996. „Streit, Aushandlungen und Freundschaften unter Kindern“, in: Honig, Michael-Sebastian: *Kinder und Kindheit*. Weinheim: Juventa.
- Lammel, Ute A. 2003. *Rauschmittelkonsum und Freizeitverhalten der 14- bis 18-Jährigen: Orientierungslinien einer zeitgemäßen Sekundärprävention*. Aachen: Wissenschaftsverlag. [Dissertation]
- Lang, Beate; Weichler, Barbara. 2002. „Chancen und Möglichkeiten der Gleichaltrigenerziehung (Peer-Group-Education) in der Computerarbeit mit Mädchen.“ *Deutsche Jugend* 5, 215-222.
- Lang, Beate; Weichler, Barbara. 2003. „Peer-Group-Education in der Computerarbeit mit Mädchen.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Metzger, Tilman. 1999. „Vom ‚Ordnungshüter‘ zum Coach: Rollenkonflikte der LehrerInnen im Konfliktlotsenprojekt.“ *Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention*. 4, 15-17.
- Miles-Paul, Ottmar. 1992. *Wir sind nicht mehr aufzuhalten: Behinderte auf dem Weg zur Selbstbestimmung*. München: AG-SPAK-Publikationen.

- Miller, Tilly; Pankofer, Sabine (Hg.). 2000. *Empowerment konkret: Handlungsentwürfe und Reflexionen aus der psychosozialen Praxis*. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- [Mobiles Team]. „'Meinungsbilder' ein Projekt und eine Öffentlichkeitskampagne zur Suchtprävention.“ <www.kommunale-suchtpaevention.de/01-02/beitraege/beitrag.php?id=14> (23.08.2005).
- Montada, Leo. 2002. „Delinquenz.“ In: Oerter, Ralf; Montada, Leo (Hg.). *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Beltz, 859-873.
- Müller, Axel. 2004. *Zur Strukturgenese von und Kommunikation in Innovationsnetzwerken*. <<http://sundoc.bibliothek.uni-halle.de/diss-online/04/04H201>> (10.08.05)
- Naudascher, Brigitte. 2003. „Die Gleichaltrigen als Erzieher.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Nörber, Martin (Hg.). 2003. *Peer Education: Bildung und Erziehung von und durch Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Österreichische Arbeitsgemeinschaft Suchtvorbeugung. 2003. „Peer education in der Suchtprävention im Schulbereich – einige Richtlinien.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Oerter, Rolf; Dreher, Eva. 2002. „Jugendalter“. In: Oerter, Ralf; Montada, Leo (Hg.). *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Beltz, 258-318.
- Ott, Gudrun. 2002. „Familie“. In: Fengler, Jörg (Hg.). *Handbuch der Suchtbehandlung: Beratung, Therapie, Prävention*. Landsberg / Lech: ecomed, 146-150.
- Pflaumer, Elke. 2000. „Der Widersprüchlichkeit Aufmerksamkeit schenken – Empowerment als Denk- und Handlungsansatz in der Gesundheitsförderung.“ In: Tilly Miller und Sabine Pankofer (Hg.). *Empowerment konkret: Handlungsentwürfe und Reflexionen aus der psychosozialen Praxis*. Stuttgart: Lucius und Lucius, 63-77.
- Piaget, Jean. 1990. *Das moralische Urteil beim Kinde*. München: Klett-Cotta.
- Proissl, Eva. 1999. „Peer-Support in der Suchtprävention.“ *Jugend & Gesellschaft. Zeitschrift für Erziehung, Jugendschutz und Suchtprävention*. 4, 13-14.
- Rebmann, Ralf. 2005. *Slangnamen*. <<http://gifte.de/Drogen/slangnamen.htm>> (27.01.2006)
- Rendtorff, Barbara. 2003. *Kindheit, Jugend und Geschlecht*. Weinheim: Beltz.
- Retter, Hein. 1997. *Grundrichtungen pädagogischen Denkens*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Roth, Marcus; Rudert, Elke; Petermann, Harald. 2003. „Prävention bei Jugendlichen.“ In: Matthias Jerusalem und Hannelore Weber (Hg.). *Psychologische Gesundheitsförderung*. Göttingen: Hogrefe Verlag

- Salisch, Maria von; Seiffge-Krenke, Inge. 1996. „Freundschaften im Kindes- und Jugendalter: Konzepte, Netzwerke, Elterneinflüsse“. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht*. 2, 81-168.
- Schmidt, Bettina. 1998. *Suchtprävention bei konsumierenden Jugendlichen: Sekundärpräventive Ansätze in der geschlechtsbezogenen Drogenarbeit*. Weinheim: Juventa.
- Schmidt, Bettina. 2002. „Peer-Intervention – Peer-Involvement – Peer-Support: Möglichkeiten und Grenzen peergestützter Ansätze für die Prävention riskanter Drogenkonsumformen in der Partyszene.“ In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). *Drogenkonsum in der Partyszene: Entwicklungen und aktueller Kenntnisstand*. Köln.
- Schneider, Bernd; Gies, Cora. 2002. „Männerspezifische Psychotherapie und Prävention.“ In: Fengler, Jörg (Hg.). *Handbuch der Suchtbehandlung: Beratung, Therapie, Prävention*. Landsberg / Lech: ecomed, 325-330.
- Schröder, Achim. 2003. „Die Gleichaltrigengruppe als emotionales und kulturelles Phänomen.“ In: Nörber, Martin (Hg.) *Peer Education: Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige*. Weinheim: Beltz.
- Schwarting, Frauke. „Mädchen“. In: Fengler, Jörg (Hg.). *Handbuch der Suchtbehandlung: Beratung, Therapie, Prävention*. Landsberg / Lech: ecomed, 320-324.
- Seiffge-Krenke, Inge. 2002. „Gesundheit als aktiver Gestaltungsprozess im menschlichen Lebenslauf.“ In: Oerter, Ralf; Montada, Leo (Hg.). *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Beltz, 833-847.
- Seiffge-Krenke, Inge. 1994. *Gesundheitspsychologie des Jugendalters*. Göttingen: Hogrefe.
- Shell Studie. *Jugend 2002: Zwischen pragmatischen Idealismus und robusten Materialismus*. Deutsche Shell (Hg.) Frankfurt am Main: Fischer.
- Sieber, Martin. 1993. *Drogenkonsum: Einstieg und Konsequenzen. Ergebnisse von Längsschnittuntersuchungen und deren Bedeutung für die Prävention*. Bern: Hans Huber Verlag.
- Silbereisen, Rainer K. 1997. „Konsum von Alkohol und Drogen über die Lebensspanne.“ In: Ralf Schwarzer (Hg.). *Gesundheitspsychologie*. Göttingen: Hogrefe, 289-208.
- Simsa, Christiane. 2001. *Mediation in Schulen: Schulrechtliche und pädagogische Aspekte*. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag.
- Stark, Wolfgang. 1996. *Empowerment: neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Stöver, Heino. 1998. „Risikovermeidung und Risikomanagement im Strafvollzug: Ansätze von peer support/peer education in der Arbeit mit Drogengebraucherinnen. In: *Prävention* 1/1998. 26-29.

- Svenson, Gary R. et al. 1998. „Europäischer Leitfaden zu Aids-Peer Education für Jugendliche.“ <<http://www.europeer.lu.se/files/german72.pdf> > (12.08.2005)
- Theunissen, Georg; Plaute, Wolfgang. 2002. *Handbuch Empowerment und Heilpädagogik*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Thiele, Claudia; Kranzler, Lisa; Sauer, Joachim. 2002. „Versuch einer suchtpreventiven Peer-Education bei Mädchen: eine Evaluationsstudie“ In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 49: 133-140.
- Trost, Alexander. 2005. „Abhängigkeitserkrankungen“. In: *Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie für psycho-soziale und pädagogische Berufe*. Dortmund: borgmann publishing KG.
- Trost, Alexander; Schwarzer, Wolfgang (Hg.). 2005. *Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie für psycho-soziale und pädagogische Berufe*. Dortmund: borgmann publishing KG.
- Unger, Nicola. 2003. „Gemeinsam statt einsam. Peergruppenarbeit in der schulischen Erziehungshilfe.“ In: *Zeitschrift für Heilpädagogik*. 505-510.
- Weidenmann, Bernd. 2001. „Lernen - Lerntheorie.“ In: Lenzen, Dieter (Hg.). *Pädagogische Grundbegriffe*. Hamburg: Rowohlt, 996-1010.
- Wihofszky, Petra. „Peer Work als Chance von Empowerment: am Beispiel der Aidsprävention von Prostituierten in Westafrika.“ <www2.hu-berlin.de/ffz/pdf-files/wihofszky.pdf> (16.08.2005).
- Wörterbuch der Jugendsprache 2005. Ernst Klett Sprachen GmbH. Stuttgart: Pons Verlag.

10.2 Unveröffentlichte Quellen

- Drogenhilfe Köln e.V. 2005. *Konzept des Projektes an.sprech.bar*.
- Drogenhilfe Köln e.V. 2005. *Konzept an.sprech.bar Schule*.
- Meiners, Kathrin. 2005. *Protokoll des Treffens der Drogenhilfe Köln e.V. und des Evaluationsteams der an.sprech.bar*.
- Rohr, Dirk. 2005. *Das interdisziplinäre Praxis- und Forschungsprojekt an.sprech.bar. Antrag der wissenschaftlichen Begleitung*.
- Vossebrecher, David. 2005. *Konzeptanalyse. Auswertung des Konzepts der Drogenhilfe Köln*.

Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig angefertigt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle Stellen, die dem Wortlaut oder dem Sinne nach anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Falle unter genauer Angabe der Quelle deutlich als Entlehnung kenntlich gemacht.

.....
Datum, Unterschrift

Name: _____

EINVERSTÄNDNISERKLÄRUNG

Hiermit gebe ich mein Einverständnis zur Einsichtnahme meiner Diplomarbeit im universitären Rahmen durch Dritte.

Abgabedatum: _____

Ort, Datum

Unterschrift